9

Landes-
bibliothek
Coburg

D. III. 9.
5225.
ß'
41
Coburger
Landes-
Bücherei

Lebensscenen
aus
der wirklichen Welt.

Vom

Verfasser der Emilie Sommer.

Zweytes Bändchen.

Leipzig,
bey Paul Gotthelf Kummer, 1785.

Coburger
Landes-
Bücherei

Innhalt.

Der großmüthige Verführer. Sechste Scene. Seite 1.

Der wahre Sachwalter. Siebente Scene. Seite 49.

Der

Innhalt.

Der gerettete Selbstmörder. Achte Scene. Seite 112.

Der Liebhaber seiner Schwester. Neunte Scene. Seite 177.

Der reiche Jüngling. Zehente Scene. Seite 243.

Der
großmüthige Verführer.

Sechste Scene.

In einer gewissen ansehnlichen Stadt, die unter der Herrschaft eines Grafen stehet, welcher daselbst residiret, und niemanden, als den Kaiser zu seinem Oberherrn anerkennet, wohnte die Wittwe eines gräflichen Kameral-Bedienten, nur in sehr mittelmäßigen Vermögens-Umständen. Madam Heiniz hieß diese Frau; sie war eine der häßlichsten weiblichen Karrikaturen, die ich jemals in dem Gebiete der Menschheit gefunden habe. Seele und Körper hatte die Natur an ihr gebrandmarkt, um durch sie einen Auswuchs ihrer Schöpfung hervor

zu bringen. Sie war äußerst hartherzig, niederträchtig, falsch, und geizig im höchsten Grade. Keine Bosheit war ihr zu groß, die sie nicht um ihres Vortheils willen hätte ausüben können, so bald sie nicht die öffentlichen Gesetze daran verhinderten. Wer sie beleidigte, dem trug sie es zeitlebens nach, und ihre Rache war dann gewiß von der grausamsten Art. Eine äußerst widrige Gesichtsbildung, und ein langer dürrer Körper, den man ohne Eckel gar nicht ansehen konnte, erweckten den Abscheu eines jeden, der sie sahe; und dennoch war dieses Weib stolz und eitel genug, für eine Schönheit gelten zu wollen. Daher sie sich denn, obwohl vergebens, alle mögliche Mühe gab, das, was ihr die Natur versagt hatte, durch Kunst, und Putz wieder zu ersetzen, eine Sache, die insgemein den häßlichsten Personen am meisten eigen ist. —

Allein, worüber sich alle Welt wunderte, — was selbst den Naturkundigen unbegreiflich vorkam, — dieses durchaus häßliche Weib hatte eine Tochter, welche mit Recht für das schönste Mädchen im ganzen

Lande galt. Man kann sich in der That nichts anziehenderes, und entzückenderes träumen, als die Figur unsrer Chretienne war: denn so hieß dieses junge Frauenzimmer. Ganz für die Liebe gebildet, und zur Wollust gebauet, hätte sie die Begierden eines Greißes entzündet; was Wunder, daß der Jüngling sie nicht sehen konnte, ohne daß sein Herz in Flammen aufloderte und der Mann, bey ihrem Anblicke, vergaß, daß in seinem Blute nicht mehr das erste Feuer der Jugend wallte? — Jedoch — Chretienne verdient es, daß ich sie meinen Lesern im Detail schildere. Von ihrer einnehmenden regelmäßigen Bildung würde selbst der Kopf und das Gesicht der mediceischen Venus beschämt worden seyn. Ein ovales Gesicht, weiß wie Schnee, und rein, wie eine eben aufgeblühte Lilie! — Die Farbe des blendendsten Karmins sahe verbleicht aus, wenn man sie gegen die ungeschminkte Röthe ihrer Lippen, und ihrer Wangen hielt. Einen Wuchs hatte sie — denn sie war etwas groß — wie eine Juno, und ihr Gang hatte die Würde einer Königin. Schwarz wie Rabenfittig war ihr Haar, und ihr dunkel-

braunes Auge dünkte mir ein Stral der Sonne zu seyn, welchen die Natur bey ihrer Schöpfung herausgerissen, und zum Schmuck dieses schönen Mädchens bestimmt zu haben schien. Den hätte ich loben wollen, der die Fülle ihres schönen weissen Busens sahe, und ihren runden weissen Arm berührte, und er wünschte sich nicht der Ganymed zu dieser Juno zu seyn. — Aber so vortreflich ihr Körper war, so wenig hatte doch auch die Schöpfung an Bildung ihrer Seele versehen. Sie war edel, gutherzig, sanft, mittheilend, und zärtlich. Nicht ein Zug von dem Karakter ihrer Mutter war in den ihrigen übergegangen. Man sagte, sie sey ganz das Ebenbild ihres Vaters, den ich nicht gekannt habe, der aber ein vortreflicher Mann gewesen seyn soll. Von ihm hatte sie auch ihre guten Grundsätze bekommen; er hatte sie zur Tugend und Religion erzogen; und sie folgte seinem Beyspiele treulich nach.

Dieses schöne und tugendhafte Frauenzimmer hatte nun einen Geliebten, der Frölich hieß, und Sekretarius bey der gräfli-

chen Regierung war. Der gute Mensch besaß kein Vermögen, und mußte daher blos von den etwas spärlichen Einkünften seines Dienstes leben; und dieß war denn auch die Ursache, warum die häßliche geizige Mutter, in seine Verbindung mit Chretiennen durchaus nicht willigen wollte. Denn vermöge ihres niederträchtigen Geizes hatte sie sich fest in Kopf gesetzt, ihre Tochter an keinen andern, als einen reichen Mann zu verheyrathen. Nichts destoweniger aber blieben die beyden jungen Leute einander treu, und hoften auf eine bessere Zukunft, und auf einen vielleicht noch glücklichen Ausgang ihrer Liebe, indem sie sich schmeichelten, durch Beständigkeit, und gute Aufführung, das Herz der Mutter noch für sich einzunehmen, und sie endlich noch mit in ihr Interesse zu ziehen. Denn Frölich war ein vortreflicher junger Mann, und alle Welt gab ihm das Zeugniß, er sey der Liebe einer Chretienne vollkommen würdig. Inzwischen — wer weiß, ob sie jemals zum Ziel ihrer Hofnungen gelangt wären, hätte nicht ein entsetzlicher Vorfall, welcher der armen Chretienne wiederfuhr, und den wir zum

Gegenstand dieser Scene gewählt haben, ihrer Situation schnell eine andere Wendung gegeben? —

Der Graf von ***, ein junger Herr von 21 Jahren, hatte bisher unter der Vormundschaft gestanden, und auf der hohen Schule zu Leipzig studiret. Izt wurde er nun mündig, kam nach Hause, und trat die Regierung über seine Grafschaft an. Er hatte einen edlen erhabnen Karakter; war überaus leutselig, und wohlthätig, und jedermann wußte er durch seine Demuth und Herablassung für sich einzunehmen. Auch besaß er ein schönes Ansehen; er war groß, und vortreflich gewachsen. Nur zu einem einzigen Laster verführte ihn oft seine Jugend, und sein warmes feuriges Blut; und dieses Laster war die sinnliche Liebe. Zwar das konnte man ihm nicht Schuld geben, daß er seine Naturtriebe, auf Kosten seiner Ehre, und durch niederträchtigen Umgang mit liederlichen Frauenspersonen befriedigte. Aber dennoch konnte man ihn im Gegentheil von andern Mitteln nicht freysprechen, die er, zur Huldigung seiner Lieblings-Neigung

zu ergreifen und anzuwenden pflegte, und die öfters nicht eben die edelsten waren.

Izt nun, als er sich kaum einige Wochen zu Hause befand, kam er einsmals auf den Einfall, in Masquen-Kleidern einem Balle beyzuwohnen, welchen einige Familien der Stadt auf gemeinschaftliche Kosten hielten. Zwey seiner Freunde, die Hof-Kavaliers waren, mußten ihn begleiten. Da man unter den drey Masquen den Grafen allerdings vermuthen konnte, so wurden sie von der Ball-Gesellschaft mit Vergnügen aufgenommen.

Die ersten Blicke des Grafen, als er auf den Tanzsaal kam, giengen sogleich auf das anwesende Frauenzimmer: denn das war seine Art so. Viel hübsches fand er denn nun wohl darunter; aber eben nichts besonders anziehendes. Doch izt — brachte ein junger Mensch, der eine Angloise aufführen wollte, ein Mädchen aus dem Seiten-Zimmer hinein geführt, über deren Schönheit der Graf staunend, wie angefesselt und angedonnert dastand. Es war niemand anders, als unsre Chretienne, wel-

che sich diesen Abend ganz besonders schön ausnahm. Nicht prächtig, aber geschmackvoll, und sauber gekleidet, brillirte sie vor ihren Gespielinnen, wie der Sirius vor den übrigen Sternen.

Nunmehr gieng die Angloise an, — der Graf tanzte nicht mit; er stellte sich vielmehr so, daß er Chretiennen beym Tanzen nie aus den Augen verlieren konnte; und er wurde nicht müde, sich an dem Anschauen dieses reizenden Mädchens zu ergötzen. Und würklich war es auch ein entzückender Anblick, sie tanzen zu sehen; mit welchem Anstand, welcher Leichtigkeit, welcher Grazie sie dahin schwebte! — man mußte sie bewundern — anstaunen: denn sie war zugleich auch eine vortrefliche Tänzerin. Die Angloise hatte das Ende noch nicht erreichet, so loderten auch schon die Begierden des Grafen in lichterlohe Flammen gegen Chretiennen auf. Durch und durch für sie entbrannt, sah' und hörte er auf nichts, als auf dieses schöne Mädchen.

Bald darauf fieng er selbst an, mit ihr zu tanzen, erst einige Angloisen, dann pol-

nisch, und endlich — Straßburgisch. Man kann sich leicht vorstellen, daß besonders der letztere Tanz vollendete, was der erste Anblick zu würken nur angefangen hatte. Der Graf wurde immer verliebter: wenn es mir anders erlaubt ist, die, bis zur äußersten Höhe gespannten Begierden der Wollust, welche sich seines ganzen Wesens bemächtigten, mit dem Namen der Liebe zu belegen: denn so viel war wohl gewiß, daß der Graf diejenige reine Leidenschaft, welche eigentlich Liebe genennt zu werden verdient, für Chretiennen nicht empfand. Er wußte sich gar nicht mehr zu mäßigen; noch weniger konnt' er seine glühende Leidenschaft verbergen. Immer saß er bey ihr, küßte, und drückte ihre schönen Hände, und gern hätt' er ihr den Abend noch eine förmliche Liebeserklärung gethan, wenn sich ihm nur irgend eine Gelegenheit gezeigt hätte, das schöne Mädchen allein zu sprechen. Noch ehe der Ball geschlossen wurde, überredete er sie noch, eine Parthie mit ihm zu walzen, einen Tanz, welchen Chretienne sonst gar nicht leiden konnte, den sie aber doch izt aus edler Gefälligkeit nicht abschlug. Und hier — ein

so

so schönes, volles, blühendes Mädchen, so nahe in Armen zu halten — sie so fest an sich anzuschließen; — wie hätte das Blut des Grafen, bey einem so wollüstigen Tanze nicht in eine Wallung gerathen sollen, die er gar nicht mehr zu dämpfen vermochte? —

Er gieng nach Hause, und hatte eine unruhige quaalvolle Nacht: denn Chretiennens reizendes Bild verließ ihn keinen Augenblick. Allerhand Plans, seine Leidenschaft zu befriedigen, stiegen in seiner Seele auf; aber eben so schnell, als sie entstanden waren, mußte er sie auch wieder verwerfen: denn kein einziges seiner Projekte schien ihm ausführbar zu seyn. Und wie hätte er auch seiner Liebe Genugthuung verschaffen sollen? Heyrathen konnte er das Mädchen nicht wegen seines Standes, und seiner Verhältnisse. Sie zu verführen; dazu dachte er theils damals würklich noch zu edel; theils sah er auch nicht die geringste Hofnung dazu vor sich: denn er hatte nicht nur gehört, daß sie überaus tugendhaft sey, sondern er hatte auch schon Nachricht von ihrer Verbindung mit dem Sekretair Frölich, ein Umstand, der auch die kleinste Hofnung, ih-

re Tugend vielleicht durch glänzende Vorspiegelungen zu besiegen, vollends darnieder schlug.

Jedoch — nichts desto weniger gieng er einige Tage darüber mit sich zu Rathe, wie er es anzufangen habe, seiner Leidenschaft für die schöne Chretienne dennoch Genüge zu leisten. Denn theils war er würklich zu heftig in sie verliebt, als daß er alle seine Hofnungen auf einmal hätte aufgeben können, theils war er es auch gar nicht gewohnt, eine dergleichen Liebe vergebens in seinem Busen zu nähren, weil er in allen seinen sonstigen Liebesintriguen bisher immer glücklich gewesen war. Lange kämpfte denn die Heftigkeit seiner Begierden mit seiner Tugend; aber wie die arme Tugend gemeiniglich gegen einen so mächtigen Feind unterliegt, so war es auch hier bey unserm Grafen.

Er erfuhr den Karakter der Mutter dieses schönen Mädchens. Ihr niederträchtiger Geiz und ihre Härte, machten ihm Hofnung, sein eingebildetes Glück bey Chretiennen auf die Leidenschaften dieser häßlichen

chen Frau bauen und durch ihre Vermitte-
lung seine Absichten erreichen zu können.
Dieser Gedanke würkte denn nun, jenen ab-
scheulichen Plan in seiner Seele — jenen
Plan, der uns lehren soll, wozu eine hefti-
ge Leidenschaft oft auch die guten Menschen
verleiten kann, und der darinnen bestand,
die Mutter des schönen Mädchens mit Geld
in sein Interesse zu ziehen und sie dahin zu
vermögen, daß sie ihm Chretiennen selbst
überliefere. Wir haben ja Beyspiele —
dachte er — daß es unnatürliche Mütter
giebt; vielleicht ist diese von dergleichen Art;
laß sehen, ob ich durch sie meinen Zweck er-
reichen kann! —

Kaum war dieser verabscheuungswürdi-
ge Plan, in seiner Seele zur Reife gediehen,
so eilte er auch schon, ihn auszuführen.
Noch besaß er aber doch noch so viel Ehrlie-
be, und Schonung für seine Geliebte, daß
er niemanden zum Vertrauten seines Ge-
heimnisses machte. Er gieng also selbst zu
Madam Heiniz, zu einer Zeit, da er wußte,
daß Chretienne nicht zu Hause war. Die
Frau erstaunte freylich nicht wenig, als sie
den regierenden Grafen bey sich eintreten sah

und

und sie konnte die Ursache nicht entziffern, welche ihr diesen Besuch zuziehen mochte. Der Graf aber war viel zu heftig auf Ausführung seines Plans bedacht, als daß er sie lange in Ungewißheit über jene Ursache seines Besuchs hätte lassen sollen. Nach den gewöhnlichen Höflichkeits-Bezeugungen sagte er also zu ihr:

„Sie werden sich über meinen Besuch „wundern, Madam! aber ich habe „eine Bitte an Sie zu thun, die von „etwas sonderbarer Art ist. Ehe ich „mich jedoch darüber erkläre, bitte „ich Sie erst um Ihr ewiges Still„schweigen von dem, was ich mit Ih„nen sprechen werde, im Fall Sie mir „meine Bitte nicht gewähren können. „Wollen Sie mir das vor allen Din„gen versprechen?

Hein. „Ew. Excellenz müssen kein gutes „Zutrauen zu meiner Verschwiegen„heit haben — aber doch — ich bin „ein Weib; und — da läßt sichs „wohl entschuldigen. —

Er.

Gr. „Verzeihen Sie, Madam! wenn
„ich Ihrer Verschwiegenheit nicht
„traute. —

H. „Keine Entschuldigung, Ihro Ex-
„cellenz! Hier haben Sie meine Hand!
„was ein Mann von Ihrem Stande,
„was mein gnädiger Landesherr mei-
„ner Ehrlichkeit anvertraut, soll nie
„über meinen Mund kommen.

Gr. „Nun! bey dem Worte eines Wei-
„bes„ — Er gab ihr lächelnd die Hand, und drückte ihr unvermerkt ein Päcktgen mit Dukaten in die ihrige. Sie stutzte zwar anfänglich darüber; aber das Geld hatte viel zu viel Reize für sie, als daß nicht schon izt ein unbeschreibliches Vergnügen darüber sich ihres Herzens hätte bemächtigen sollen. Sie nahm also das Geld an, machte eine tiefe Verbeugung gegen den Grafen, und sagte:

„Ew. Excellenz sind gar zu gnädig.
„Ich würde auch ausserdem —

Nichts weiter davon, liebe Frau! antwortete der Graf,

„nun-

„nunmehr zu unsrer Sache! ich liebe „Ihre schöne Tochter —

H. Meine Tochter?

Gr. „Ja! liebe Madam! und zwar „mit einer Leidenschaft, die mich ver„zehrt, die mich unsinnig, rasend „macht, wenn ich nicht zu ihrem Be„sitz gelange —

H. Ihr Excellenz! —

Gr. „Es ist nicht anders. Ich kann „ohne sie nicht leben.

H. Zum Erstaunen!

Gr. Es ist Ihnen doch nicht entgegen?

H. „O! Ihr Excellenz! was könnte mir „und meiner Tochter für eine größe„re Ehre wiederfahren?

Gr. „Darauf wollen wir eben nicht „rechnen. Wär' ich nur von der Ge„genliebe des reizenden Mädchens ver„sichert. Aber ich höre, sie hat schon „einen Geliebten —

H. Das ich nicht wüßte, Ihr Excellenz!

Gr. Den Sekretair Frölich: nicht?

H. „Ach! So! — nein! gnädiger „Herr!- daraus soll und kann nie et„was werden, so lang' ich Mutter „bin.

Gr. „Also hätt' ich denn auch wohl „von dieser Seite nichts zu fürchten?

H. „Zu fürchten? — Ihr Excellenz „belieben zu spaßen. Ich dächte, es „wäre denn doch wohl ein Unter„schied —

Gr. „Nun! das wollen wir just nicht „untersuchen. Aber — zum Zweck! „— Heyrathen kann ich zwar die „liebe Chretienne nicht — das wis„sen Sie wohl, Madam!

H. „Ach! Ihr Excellenz! dieß zu hof„fen, würde der unverzeihlichste Stolz „seyn.

Gr. „Also würden Sie denn auch wohl „einen andern Vorschlag von mir an„hören?

H. „Mit größtem Vergnügen, gnädi„ger Herr!

Gr. „Können Sie Ihre Tochter dazu „bewegen, daß sie mich liebt, daß sie „mir ihre Liebe genießen läßt, ohne „daß ich sie heyrathe, so gebe ich Ih„nen hiermit mein gräfliches Wort, „Sie haben, nach der ersten Umar„mung, die sie mir verwilliget, tau„send Thaler für sich, und eben so „viel zur künftigen Ausstattung für „Ihre Tochter.

H. O! Ihr Excellenz! sind gar zu „gnädig. Aber die Sache wird „Schwierigkeiten machen; — das „Mädchen wird sich weigern; — „wollten Sie wohl die Mühe auf sich „nehmen, erst selbst mit ihr darüber „zu sprechen; das meinige will ich „alsdenn schon thun.

Gr. „Tausend Dank für Ihre Bereit„willigkeit, gute Frau! es soll mir „Freude machen, meiner Geliebten „selbst mein Herz anzubieten. Schaf„fen Sie mir nur Gelegenheit dazu, „und unterstützen Sie mich!

H. „Ach! daran solls nicht fehlen, „gnädiger Herr! wollen Sie ihre „Rückkunft izt erwarten, so kann es „noch heute geschehen.

Der Graf war dieß sehr wohl zufrieden. Er traf mit Madam Heiniz die nöthige Verabredung deswegen, und dieser niederträchtige Handel wurde völlig berichtiget.

Chretienne kam bald darauf nach Hause. Sie erschrack ebenfalls nicht wenig über die Anwesenheit des Grafen bey ihrer Mutter. Schon dieß weissagte ihr nichts gutes: denn sie hatte erfahren, daß die Masque, die sich auf dem Balle so sehr an sie angedrängt hatte, niemand anders als der Graf gewesen war. Was konnte sie nun anders erwarten, als einen Liebesantrag von seiner Seite und eine Verfolgung, wovor sie zurück bebte? Diese Gedanken machten sie denn auch izt sehr kalt, und zurückhaltend gegen den Grafen, und sie nahm sich vor, seine Hofnung gleich in der ersten Geburt zu ersticken.

Noch war nach ihrer Zurückkunft keine halbe Stunde vergangen, als ihre Mutter,

unter dem Vorwande, daß sie Geschäfte habe, aus dem Zimmer gieng, und Chretiennen anbefahl, den Grafen inzwischen zu unterhalten. Es währte nicht lange, so hatte der Graf das Gespräch auf seine Liebe gedrehet. Er that ihr die feurigste, und zugleich die zärtlichste, und ehrerbietigste Liebeserklärung, bat in den romanhaftesten Ausdrücken um ihre Gegenliebe, und versprach, Chretiennen so glücklich zu machen, als es ihm nur irgend in seinem Würkungskreise möglich sey. Chretienne ließ ihn völlig ausreden. Dann aber sah sie ihn mit einem festen bedeutenden Blick an, und sagte:

„ich habe sie immer als einen edel„denkenden, großmüthigen jungen „Mann rühmen hören, gnädiger „Herr! — wie können Sie denn Ih„re Würde so sehr vergessen, mir als „einem geringen bürgerlichen Mädchen „ihr Herz anzubieten?

Gr. „Weil ich sie unaussprechlich lie„be, meine Schöne! weil Sie die „Liebenswürdigste sind, die ich kenne,

„und weil die Liebe mit Hoheit, und
„Stand in keiner Verbindung stehet.

Chr. „Nun! denn! Sie sagten, Sie
„wollten mich glücklich machen; wo-
„rinn soll also dieses Glück beste-
„hen? — wollen Sie mir Ihre Hand
„geben?

Gr. „Lassen Sie sich dieß Ihrer Frau
„Mutter beantworten! dieser habe
„ich schon meine Gedanken darüber
„eröfnet.

Chr. „Gut! ich verstehe das. Sie
„werden wohl thun, Herr Graf,
„wenn Sie sich die Gedanken an mei-
„ne Liebe aus dem Sinn schlagen.
„Sie werden mich nie dahin bringen,
„meine Tugend zu vergessen.

Kurz, Chretienne benahm ihm alle nur mögliche Hofnung zu ihrem Besiz. Mit schwerem Herzen gieng er von ihr. Aber weit gefehlt, daß ihn ihre abschlägliche Antwort von Ausführung seines Plans hätte zurückschrecken sollen; — er bestand nur desto mehr darauf, weil der Anblick ihrer schönen Person, seine Leidenschaft nur noch hef-

heftiger angeflammet hatte. Der Gedanke, so viel unaussprechliche Reize zu genießen, dünkte ihm die höchste irrdische Seligkeit; und die Vorstellung, dieses herrliche Mädchen in den Armen eines glücklicheren Nebenbuhlers zu wissen, war ihm ein brennender Stral aus dem Feuer der Hölle. Er baute alles auf den Vertrag, den er mit ihrer Mutter gemacht hatte, und versprach sich von der harten, und geizigen Gemüthsart dieser Frau die treflichste Würkung.

Und würklich hatte er auch darinnen völlig Recht. Denn Madam Heinis befand sich kaum mit ihrer liebenswürdigen Tochter wieder allein, so trug sie ihr die Absichten des Grafen vor, und drang mit Heftigkeit in sie, sich nach seinem Willen zu bequemen. Chretienne erfuhr also mit Entsetzen das Komplot, das ihre eigene Mutter zu ihrem Verderben, mit dem Grafen geschmiedet hatte. Nur den Umstand, daß, auf ihren Fall, ein Preiß von zweytausend Thalern gesetzt worden war, verschwieg ihr diese unnatürliche Mutter doch anfänglich noch, aus einem, ihr noch übrig

gebliebenen kleinen Gefühl von Ehre, indem sie doch Bedenken trug, sich gegen ihre eigene Tochter auf einer so schändlichen Seite zu zeigen.

Aber nichts desto weniger erstaunte Chretienne sehr über ihre Mutter, welche sie zwar von jeher auf keiner guten Seite gekannt, doch aber für so sehr bös sie noch nicht gehalten hatte.

„Um des gerechten Gottes willen
„Mama!

sagte sie,

„was muthen Sie mir zu? sind Sie
„eine Mutter? und können Sie den
„Vorsaz fassen, ihre eigene Tochter
„der Wollust eines Mannes Preiß zu
„geben, der so ehrlose Absichten ge-
„gen mich hat? —

Mut. „Ehrlose Absichten! — du albernes Mädchen! mit deinen einfältigen überspannten Begriffen von Ehre, die doch nichts, als ein Hirngespinst ist! — so was passirt in der großen Welt alle Tage. Manches arme Fräulein, wenn sie schön

ist,

ist, wird die Geliebte eines Fürsten, und — wird doch immer noch glücklich verheyrathet. Das ist ja offenbar auch dein Fall. Du bist einige Zeit die angebetete Göttin unsers Landesherrn; — wie manche werden dich um dieses Glück beneiden! — und alle junge Leute werden nach deiner Hand streben, wenn du reich bist, und dein künftiger Mann durch dich die schönste Versorgung im Lande bekommt.„

Chr. „Wahrhaftig, Mama! solche Gesinnungen hätt' ich Ihnen doch nicht zugetraut. Ich mag weiter gar nicht drauf antworten. Aber so viel sage ich Ihnen: es ist an so etwas bey mir gar nicht zu denken.„

Mut. „Und du mußt, wenn du nicht in Güte willst. Ich will doch sehen, ob ich nicht Mutter bin. Morgendes Tages mußt du zum Grafen.„

Chr. „Sie können mich an Ketten zu ihm schleppen; und ich werde meine Tu-

Tugend mit meinem Leben verthei-
digen.„

M. „Närrin! mit deiner Tugend! da-
mit wirst du weit kommen in der
Welt. Verhungern kannst du dabey:
und — daß du es nur weißt! ich
ziehe meine Hand von dir ab. Auf
der Gasse magst du liegen. In mein
Haus lasse ich dich nie wieder, wenn
du nicht —

Chr. „O herzlich gern! lieber tugend-
haft verhungert, als lasterhaft in
Gold und Seide. Es werden sich
barmherzige Menschen finden, die mich
aufnehmen, wenn mich eine unnatür-
liche Mutter verstößt.„

M. „Ha! ha! ich merke, wo du hi-
naus willst. Dein schäbiger Sekre-
tair steckt dir im Kopfe. Aber warte
nur! — einsperren will ich dich, bey
Wasser und Brod, und alle Tage ei-
ne tüchtige Tracht Schläge dazu.
Wir wollen doch sehen, ob du Herr
bist, oder ich. Und nimmermehr
sollst du den Kerl bekommen, wenn

du nicht erst dem Grafen seinen Willen thust. Alsdenn aber — gut! da hab' ich nichts dagegen: denn der Graf macht ihn zum Hofrath. Siehst du, das sind die Bedingungen! — willst du dich nun bequemen?„ —

Chr. „Sie wissen meinen Entschluß! machen Sie, was Sie wollen!„

Das häßliche Weib hielt würklich Wort. Sie sperrte Chretiennen in ihr Zimmer ein, ließ keine Seele zu ihr, und gab ihr so spärlich zu essen, daß das arme Mädchen nicht selten hungrig zu Bette gieng. Dabey ließ es diese gottlose Frau, an Drohungen und ungestümen Zuredungen nicht fehlen, die Tugend der armen Chretienne zu besiegen. Aber alles vergebens! das heldenmüthige Mädchen hielt alle Versuchungen, und alle Stürme aus, womit sie ihre Mutter bekämpfte. Einmal hatte sich dieses böse Weib vorgesetzt, mit Gewalt durchzudringen. Sie kam darüber mit ihrer Tochter in einen heftigen Wortwechsel. Chretienne war standhaft, aber nicht selten auch bitter, und äusserst aufgebracht. Hie-

rüber gerieth endlich die Mutter in einen so heftigen Zorn, daß sie einen Stock ergriff, und das arme Mädchen auf das unbarmherzigste schlug. Chretienne, ungeachtet ihr Maul und Nase bluteten, widersetzte sich doch nicht im mindesten. Vielmehr ließ sie ihre Mutter so lange auf sich einschlagen, bis sie in Ohnmacht sank.

„Das ist nur die Bahn gebrochen! sagte diese Furie,

„und so solls alle Tage gehen, bis du „mir gehorchest.„

Bey diesen Worten verließ sie das unglückliche Mädchen; — ohne alle Hülfe ließ sie solche da in Ohnmacht liegen, und brach noch beym Weggehen in die entsetzlichen Worte aus:

„Stirb meinetwegen, du Ranke! ich „mag deine Mutter nicht mehr seyn.„

Chretienne erholte sich sehr spät wieder, — sie befand sich ungemein schwach; — alle Glieder thaten ihr wehe von den heftigen Schlägen; — die Ohnmacht hatte sie vollends ganz ermattet; sie fühlte eine heftige Zerrüttung in ihrem ganzen Körper; —

ihr

ihr Seelenschmerz, ihre unaussprechliche Betrübniß, und der entsetzliche Gedanke, von ihrer eigenen Mutter so gemißhandelt zu werden, weil sie kein Verbrechen begehen wollte; — alles dieß hatte sie so sehr darnieder geschmettert, daß sie vor Schwachheit sich kaum zu rühren vermochte.

Dennoch versuchte sie es, ihr Bette zu verlassen, worauf sie ihre Ohnmacht geworfen hatte. Theils willkührlich, theils aus Mattigkeit fiel sie davor nieder auf ihre Knie.

„Allwissender, allweiser Gott!

rufte sie izt betend, und mit empor gehobenen Händen aus,

„Du siehest meine Leiden! du kennest
„mein Herz! gieb mir Muth und
„Stärke, auszuharren, und Weiß-
„heit, zu überwinden! Meine Sache
„befehle ich deiner Führung an. Ret-
„te mich vor Schande und Uebertre-
„tung deiner Gesetze! vergieb meiner
„Mutter — dem unglücklichen, ver-
„blendeten Weibe! regiere ihr Herz!
„und — hast du unter diesen Leiden

„mei-

„meinen Tod beschlossen, so laß mich
„nicht murren wider deine Vorsehung!
„— laß mich getrost, ruhig, und
„selig sterben!„ —

Ein Engel vom Himmel schwebte über der Heiligen, als sie diese Worte sprach. Huld und Beyfall lächelte er ihr zu; und der Allmächtige sprach: nimm deine Gefährtin in Schuz! sie sey gerettet! —

Chretienne fühlte sich ungemein gestärkt nach diesem Gebete. Eine sanfte Ruhe fühlte ihre Seele. Muth und Entschlossenheit belebten ihr Herz. Hohe Weisheit des Unsterblichen sank auf sie herab. Kraftvoll stand sie auf; trocknete sich einige Zähren von ihren Augen, und ihren Wangen, und beschloß, den Grafen selbst um Barmherzigkeit anzuflehen, und ihn vielleicht von seinem unseligen Vorsatze wieder abzubringen. Nur über die Art, und Weise, wie sie das anfangen wolle, war sie noch nicht mit sich einig.

Ehe sie aber ihren Zweck erreichen konnte, vergiengen viele Tage. Während der Zeit wurde sie von ihrer Mutter,

auf

auf das härteste gehalten, sie mußte die heftigsten Stürme ausstehen, und nicht selten endigten sich diese Kämpfe, mit grausamen Thätlichkeiten, welche die Mutter an ihr verübte, und nach welchen sie das unglückliche Mädchen allemal ohne Hülfe liegen ließ. Ein Stein hätte sich über sie erbarmen mögen; aber die Furie von Mutter verläugnete alle Gefühle der Menschheit. —

Inzwischen wußte doch der Graf von allen diesen Grausamkeiten, womit man die Tugend der armen Chretienne unter das Joch des Lasters zu beugen gedachte, nicht das mindeste. Denn sonst müssen wir, — aufrichtig zu reden, — bekennen, er war ein viel zu sanfter, edeldenkender Mann, als daß das Bewußtseyn, er quäle ein armes unschuldiges Mädchen — das noch überdieß der Gegenstand seiner Liebe war — mit so unaussprechlichen Martern, nicht seine ganze Seele mit Abscheu, und Entsetzen hätte füllen sollen. Allein — der gute Graf wurde hintergangen. Die teuflische Mutter sagte ihm weiter nichts, als daß Chretienne nur von ihrer Liebe zu dem Sekretair

Frölich noch nicht ganz geheilt sey; dies habe die Sache bisher verzögert; sie glaube aber gewiß, Chretienne werde sich nächstens zum Zweck legen.

Mit dergleichen Vorstellungen nährte sie die Hofnungen des Grafen von einem Tage zum andern; hütete sich aber sorgfältig, ihm nur das mindeste von den Tyranneyen merken zu lassen, welche sie, auf seine Rechnung an ihrer Tochter ausübte.

Endlich wurde ihr die Zeit selbst zu lang, Chretiennens hartnäckiger Widerstand brachte ihre Bosheit aufs äußerste, und die sanfte Duldung dieses vortreflichen Mädchens wurde ihr nicht wenig lästig. Sie beschloß also einen Hauptsturm zu wagen, und — entweder über ihre Tochter zu siegen, oder — doch wenigstens das gute Mädchen dahin zu bringen, daß sie auf Frölichen Verzicht thäte.

In dieser Absicht gieng sie zum Grafen, brachte ihm zum Schein die erwünschte Nachricht, daß Chretienne endlich eingewilliget habe, seiner Liebe Genugthuung zu geben, und überließ es ihm eine Stunde zu bestimmen, wo sie solche aufs Schloß brin-

gen

gen, und sie selbst seinen Armen überliefern könne. Trunken von Freude, und Entzücken vergaß sich der verliebte Graf so sehr, daß er, die häßliche Kreatur vom Weibe, zur Dankbarkeit umarmte, und ihr noch denselben Tag, und die neunte Stunde des Abends zu dem vorgeschlagenen Rendevous bestimmte. Wer war froher, als er? — vor freudiger Erwartung dieser so längst gewünschten Stunde wußte er sich so wenig zu lassen, daß es ihm sogar alle seine Bedienten ansahen, und sie sich alle den Kopf nur darüber zerbrachen, was wohl eigentlich die Ursache seiner Heiterkeit seyn möge.

Als nun Madam Heiniz zu ihrer unglücklichen Tochter kam, und sich schon auf die grausamsten Zwangsmittel vorbereitet hatte, fand sie solche, wider alles Vermuthen, überaus heiter und ruhig.

„Nun Chretienne!

fragte sie solche,

bist du noch immer widerspenstig? — izt komme ich nun zum leztenmale. Der Graf bestehet darauf; — die Sache muß ein Ende haben; — heu-

te Abend um neun Uhr erwartet er dich. — Nun hast du die Wahl! — entweder du legst dich zum Zweck, und — sobald dich der Graf wieder loß giebt — kannst du deinen Frölich heyrathen, — oder, — thust du es nicht; so verliert Frölich seinen Dienst, und du, — wirst an einen Ort geschaft, wo dich weder Sonne noch Mond bescheint.„

Nach ihrem nun festgesetzten Plane war dieser Vorschlag unsrer Chretienne sehr willkommen. Doch durfte sie sichs nicht so genau merken lassen, weil sie befürchten mußte, daß ihr die Mutter auf die Spur kommen könne. Sie stellte sich also anfänglich, als ob sie noch immer auf ihrer Weigerung beharre. Darüber gerieth denn diese unnatürliche Mutter, ihres gefaßten Vorsatzes, die Sache schlechterdings durchzusetzen, getreu, sogleich in die größte Rage.

„Du ungehorsame, ungerathene Tochter!

sagte sie,

dieſesmal ſollſt du mir folgen, und wenn du todt unter mir liegen bliebſt;„

und die arme Chretienne bekam einen ſo heftigen Fauſtſchlag vor den Kopf, daß ſie beynahe von Sinnen kommend zu Boden ſank.

„O! Sie ſind eine entſetzliche Mutter! ſagte ſie,

Gott vergebe Ihnen dieſe Sünde! — Sie zwingen mich durchaus zu einer Schandthat! — wohl! verantworten Sie es auch an jenem Tage! hier bin ich! bringen Sie das unſchuldige Lamm zur Schlachtbank! — ich bin bereit„ —

Mut. „Du willſt alſo dieſen Abend den Willen des Grafen thun?„

Chr. „Ja! ja! — wenn Sie wollen, izt gleich, — ich bin bereit.„

Mut. „Nun! endlich wird ſie denn doch einmal vernünftig! Gegen neun Uhr mache dich alſo geſchickt, mir auf das Schloß zu folgen, und dann biſt du nun wieder meine liebe gehorſame Tochter!„

Alsdenn umarmte das abscheuliche Weib die gute Chretienne, und verließ sie voller Vergnügen über den glücklich erreichten Endzweck ihrer Bemühungen, um sogleich auch eine Gelegenheit zu suchen, wo sie die erwarteten tausend Thaler, sicher auf Zinnsen unterbringen könne. —

Pünktlich, zur bestimmten Zeit, erschien sie wieder, um Chretiennen abzuholen. Diese folgte ihr nun auch ohne alle Widerrede. Sie nahm das zu einem Opfer der Niederträchtigkeit bestimmte Mädchen am Arm, und führte sie, so im Dunkeln aufs Schloß, wo sie von einem dazu bestellten Bedienten empfangen, und in das Zimmer des Grafen gebracht wurden.

Aber Himmel! wie entsetzte sich dieser junge Wollüstling, als er die arme Chretienne erblickte! — Er erwartete ein junges, volles, blühendes Mädchen — mit den Rosen der Schönheit geschmückt, und mit allen Reizen der Wollust ausgerüstet — in seine Arme zu schließen, — er hofte eine im schönsten Flore stehende Blume zu brechen; — und nun — o! er sahe, mit Schre-

Schrecken, nur den Schatten der vorigen Schönheit, — eine verwelkte Rose, — eine lebende Leiche. Denn Chretienne hatte sich, bey ihren bisherigen Leiden, und den Grausamkeiten ihrer Mutter, so abgehärmt, und abgegrämt, daß sie sich fast gar nicht mehr ähnlich sahe.

Die raschen Begierden des hintergangenen Grafen verwandelten sich bey diesem unvermutheten traurigen Anblicke, sogleich in das tiefste wehmüthigste Mitleid. Er errieth augenblicklich, was vorgegangen war, und das Gewissen brauchte seine Rechte, ihn mit Schauder, und Abscheu vor sich selber zu erfüllen. Starr vor Erstaunen stand er da, und sagte:

„Ist das Ihre Tochter, Madam Heiniz? die schöne Chretienne?„

„Etwas verändert, Herr Graf!

antwortete das Ungeheuer von Mutter,

sie ist bisher ein wenig unpaß gewesen.„

„Ziemlich stark, wie ich gewahr werde,

versetzte der Graf,

kaum kenne ich sie noch. Sie belieben sich zu entfernen, Madam! ich muß allein mit ihr sprechen. Doch — gehen Sie nicht aus dem Schloß! Sie wissen was ich hernach noch mit Ihnen abzumachen habe.„

Madam Heiniz verließ also das Zimmer des Grafen, noch immer mit der glänzenden Hofnung, nunmehr ihren Wunsch bald erfüllt, und die schönen zweytausend Thaler in ihren Händen zu sehen: denn nichts anders, als dieses — glaubte sie — wolle der Graf am Ende der Geschichte noch mit ihr abmachen.

Sobald nun der edelmüthige Graf — denn das blieb er dieser schwarzen Handlung seines Lebens ungeachtet — mit der versiegten, und zu Grunde gerichteten Chretienne allein war, fragte er sie:

„Was ist Ihnen wiederfahren, liebes Mädchen? — woher diese schreckbare Veränderung?„ —

„Ach Gott! meine Mutter. —

versetzte Chretienne, indem sie dem Grafen zu Füssen fiel, seine Hand ergriff, und sie mit ihren Thränen benetzte,

meine Mutter! aber lassen Sie mich davon schweigen! — sie ist die, welche mich unter ihrem Herzen getragen hat. — Izt bin ich in Ihrer Gewalt. O! Herr Graf! Sie sind ein edeldenkender Mann! das weiß ich. Was ist Ihnen mit meiner Schande gedient? — ich konnt es nicht länger aushalten — ich mußte zu Ihren Füssen, Sie allein um Rettung aus meinem Elende anzuflehen. Ihre Großmuth ist meine Stütze. Folgen Sie den edlen Trieben Ihres Herzens! schonen Sie meiner Unschuld! — um Gottes Barmherzigkeit willen, — die Ihnen am Rande des Grabes noch helfen soll — flehe ich Sie an, mißbrauchen Sie die bejammernswürdige Lage nicht, in welcher Sie mich sehen! Ach! ein schon zu Grunde gerichtetes Mädchen bittet um Erbarmen, — um

Mitleiden, — um Gerechtigkeit — um Grosmuth! —

„Großer Gott!

schrie der Graf,

was hab' ich gethan? wie hab' ich mich so vergessen können, so viel Tugend zu kränken! Stehen Sie auf, Chretienne! kommen Sie in meine Arme! nicht um Ihre Tugend zu rauben, sondern Ihnen mit Thränen abzubitten, die Beleidigungen, die Sie von mir erlitten haben.„

Izt hob er sie von seinen Füssen auf, küßte ehrerbietig ihre Stirn, und fuhr fort:

„Gott schütze Deine Tugend! Du Engel! ich will sie Dir nicht rauben. Ich will Dich schützen, — Dich glücklich machen, — Dir alles vergüten, was Du um meinetwillen gelitten hast.„

Von so viel unerwarteter Großmuth, durch und durch gerührt, sank ihm Chretienne noch einmal zu Füssen, und sprach mit großer Bewegung:

„So

„So erbarme sich denn auch Gott über Sie in Ihrer letzten Stunde! und mache auch Sie glücklich! Ach! ich danke Ihnen! aus voller Seele — mit diesen Thränen der Wehmuth, und der Freude, danke ich Ihnen, daß Sie meine Bitte erhöret haben — Ach! ich möchte sterben vor Freude.„ —

Hin war ihre Sprache — von der gewaltsamen Empfindung des Herzens verdrängt; — sie war einer Ohnmacht nahe. Der Graf hob sie auf, setzte sie auf einen Sopha, und gieng von unaussprechlichem Schmerz ergriffen, einige Schritte im Zimmer auf und nieder, um sich von dieser großen Bestürzung wieder zu erholen. Unter marternden Vorstellungen der Schandthat, die er an diesem vortreflichen Mädchen hatte verüben wollen, verabscheute er sich selbst als ein Ungeheuer, und fluchte der entsetzlichen Leidenschaft, die ihn bis zu dieser Grausamkeit verleitet hatte. Ja so gar weit gieng die Empfindung seiner Reue, und seines Grams darüber, daß

er nun selbst, vor die beleidigte Schöne, auf seine Knie hinsank, ihre Hand faßte, und sie mit seinen Thränen befeuchtete, unter den Worten:

„Können Sie mir vergeben, holder Engel? — Ach! Himmel! ich hab's nicht so weit treiben wollen.„

„Das hab' ich geglaubt, Herr Graf! versetzte Chretienne, indem sie von dem Sopha aufstand, und ihn dadurch nöthigte, seine erniedrigende Stellung zu verlassen,

„und darum verließ ich mich auch allein auf Ihre Großmuth. Diese gab mir Muth, — mich Ihnen ganz — und nur Ihnen allein zu überlassen, da ich von der gedrückt wurde, die mich hätte beschützen sollen.„

„Und doch — ich muß es gestehen — sagte der Graf,

„Sie haben viel gewagt, daß Sie sich mir, in dieser verführerischen Stunde gleichsam auf Discretion ergeben haben. Aber wozu giebt die Tugend nicht Muth?„ —

Chretienne mußte ihm hierauf, so ungern sie auch dran gieng, die harte Begegnung ihrer Mutter völlig erzählen. Da sie auf den Punkt kam, daß ihr die Mutter, mit einer gänzlichen Trennung von ihrem geliebten Frölich gedroht habe, sagte sie:

„Ich dachte, diesen meinen Geliebten noch zu erhalten, wenn ich Sie selbst um Rettung aus meinem Elende anflehte. Wäre mir aber meine Hofnung fehlgeschlagen — hätten Sie sich meiner Schwachheit zu Nutze gemacht, und mich zu jenem entehrenden Schritt, dem Verlust meiner Tugend nöthigen wollen, — so war dieser Dolch das Mittel, mich vor der Schande zu bewahren, ehe Sie Ihre Absicht erreichen konnten.„

Hier zog sie würklich ein grosses Messer aus ihrem Busen, warf es aber neben sich auf den Tisch, und setzte hinzu:

„Gottlob! es ist nicht nöthig gewesen.„

„Und

„Und Ihre Wünsche sollen erhöret werden,

sagte der erschrockene, und von neuem erstaunte Graf. Er ließ sogleich Chretiennens Mutter ins Zimmer kommen, und redete sie ziemlich hart, mit folgenden Worten an:

„Sie sind eine niederträchtige, Madam! eine unmenschliche Rabenmutter! — hab' ich diese Grausamkeiten von Ihnen verlangt? — forderte ich nicht ein freywilliges Opfer? — Gott verzeihe Ihnen diese schreckliche Sünde! — Sie haben mich auf das niederträchtigste hintergangen — haben sich sogar unterstanden, in meinem Namen Drohungen zu brauchen! Sie wären werth, daß ich Sie dafür züchtigte! — häßliches Weib! Sie verdienen keine solche Tochter! — wissen Sie dann! Sie sollen sie keine Stunde mehr behalten. Ich habe — von ihrer Tugend überwunden — zu ihren Füssen um Verzeihung gebeten, und die Heilige hat mir vergeben. Es

ist meine Pflicht, daß ich sie glücklich mache. Aber — vorher befehle ich Ihnen hiermit: bitten Sie Ihre liebenswürdige Tochter — hier auf Ihren Knieen um Vergebung, und versprechen Sie mir, sich nicht im mindesten an ihr zu rächen! Sonst zittern Sie vor meiner Rache — vor meiner Strafe! das Zuchthaus sey Ihr Lohn!„

So grausam diese gottlose Mutter vorher gewesen war; so niederträchtig kriechend wurde sie nun. Würklich stand sie im Begriff, dem Befehl des Grafen zu folgen, und ihre Tochter, auf den Knieen um Verzeihung zu bitten.

Die edle Chretienne aber ließ solches nicht zu, sondern schloß sie in ihre Arme, küßte sie, und sagte:

„Sie sind meine Mutter! ich vergebe Ihnen alles. Möge Ihnen Gott auch vergeben! — Sie erlauben es, Herr Graf, daß ihr diese Demüthigung erspart wird.„

„Das

„Das ist zu viel —

versetzte der Graf,

viel zu viel Güte, für ein solches Ungeheuer. Aber — es sey! — ich beuge meinen Willen unter Ihre göttliche Tugend. — Sie aber — verabscheuungswürdiges Weib! hören Sie meine fernere Entschließung! Die tausend Thaler, welche ich Ihnen versprochen habe, bekommt Ihre Tochter, und noch eben so viel für sich selbst. Sie geben Ihre Einwilligung — ohne Widerrede — in die Verbindung dieses liebenswürdigen Mädchens mit dem Sekretair Frölich. Morgen will ich sie selbst zusammen geben, und in acht Tagen ist die Hochzeit. Sie aber sollen zur Strafe künftig von der Gnade Ihrer Kinder leben, damit Sie lernen mögen, wie sich eine Mutter gegen ihre Tochter verhalten muß! Ewiger Fluch über Sie, und Rache von Gottes, und meinen Händen, wofern Sie diesem meinen Willen nur im geringsten zuwider handeln!„ —

Ma-

Madam Heiniz willigte in alles: denn das Wort Zuchthaus machte sie auf einmal zahm. Doch durfte Chretienne auf Befehl des Grafen, nicht wieder zu ihr, weil er ihrer rachgierigen schändlichen Gemüthsart, und ihrer kriechenden Reue keinen Augenblick traute. Er ließ das gute Mädchen vielmehr diesen Abend noch zu einer Verwandtin bringen, und befahl dieser, bey seiner Ungnade an, sie gegen die Zudringlichkeiten ihrer Mutter zu schützen.

Den Tag darauf ließ er den Sekretair Frölich kommen, verband ihn selbst mit seiner Geliebten, und ließ in acht Tagen drauf ihren Bund, durch priesterliche Einsegnung bekräftigen. An diesem Tage zahlte er der nun glücklichen Braut, nicht nur die versprochenen zweytausend Thaler aus, sondern überreichte auch dem entzückten Bräutigam, selbst die Bestallung als Regierungs-Rath. Und so bewieß er sich denn, als ein Mann, der seine Uebereilungen, seine Uebelthaten, durch Großmuth und edle Handlungen, aus der Reihe menschlicher Laster wieder auszulöschen wußte; und wir glauben ihn hier mit Recht den großmüthigen Verführer genannt

zu

zu haben. Ewiger Friede sey über ihn! und die Belohnung Gottes werde ihm zu Theil, weil er der Stimme der Menschlichkeit Gehör gab, und die gekränkte Tugend beschützte.

Unser junges Ehepaar lebt noch izt im Genuße des Glücks, das eine wechselseitige Liebe, und eine wohlgerathene Ehe, über die Kinder der Erde verbreitet. Chretienne denkt nie ohne Rührung an ihre traurige Geschichte, aber auch nie ohne Gefühl des Danks, zu Gott, der selbst diese Geschichte, zur Stufe ihres Glücks zu erheben wußte.

Ihre verabscheuungswürdige Mutter lebte nur noch ein Jahr nach diesem Vorgange. Chretienne ließ ihr die Kränkung nicht entgelten, die sie ihr angethan hatte; sie überhäufte sie vielmehr mit Liebe, und Wohlthaten bis an jenen Tag, wo das ruchlose Weib, unter schrecklichen Gewissens-Bissen, ihre schwarze Seele aushauchte.

Der wahre Sachwalter.

Siebente Scene.

Die Klage über die Ungerechtigkeiten und Beutelschneidereyen derjenigen Mitglieder des Staats, deren Bestimmung doch eigentlich die strengste Ausübung des Rechts, und die gewissenhafteste Vertheidigung der Unschuld, zur Absicht hat, ist von jeher beynahe allgemein gewesen. Fast in jedem Lande wird den Vorstehern der Gesetze, und den öffentlichen Sachwaltern, — denn von beyden rede ich hier, — der Vorwurf der Schikane, des Eigennutzes, und des Geldgeizes gemacht, und man muß gestehen, — leider sehr oft nicht mit Unrecht. Denn wer kennt nicht die tiefen Schlupfwinkel, in welche sich nicht selten diese Priester der Gerechtigkeit zu verbergen pflegen, um unter der Masque ihres Amts, den Goldminen ihrer Brüder nachzuspüren und ihre

Beutel auszufegen? wer kennt nicht die feinen Spitzfindigkeiten, womit sie das Recht, nach dem gemeinen Sprichwort, wie eine wächserne Nase drehen, und auf Kosten der natürlichen Billigkeit, den Buchstaben des Gesetzes zu einem Proteus umschaffen, der alle Gestalten annehmen kann? wer kennt nicht die seltsamen Modificationen, und die scheinbaren Ausflüchte, mit welchen oft zur Schande der Menschheit, die räuberische Schikane, unter dem ehrwürdigen Mantel der Gerechtigkeit, ihr Haupt stolz empor hebt, und die bedrängte Unschuld vollends ganz mit Füssen tritt? —

Jedoch — eben so häufig verkennt und verliert man auch, unter den Auswüchsen eines Standes, den man nun einmal überhaupt gerade weg, zu verlästern gewohnt ist, die Weisen und Guten darinnen. Man beurtheilet den Sachwalter oft blos nach dem großen Haufen; man verschließet nicht selten seine Augen vor den Tugenden, und edlen Handlungen solcher Männer, die nun einmal das Unglück haben, zu einer Klasse der Staatsbedienten zu gehören, gegen welche

wir ein für allemal ein nachtheiliges Vorurtheil hegen; man schwimmt also mit dem großen Strome der Lästerer fort, ohne sich darum zu bekümmern, ob man nicht dem und jenem würdigen Priester des Rechts zu wehe thut, wenn man nur auf der Oberfläche des Ganzen stehen bleibt, und unter den Afterpriestern der Themis, jene Zierden der Menschheit verliert, welche diejenigen Pflichten in ihrem ganzen Umfange ausüben, wozu sie ihr ehrwürdiges Amt bestimmte.

Beyspiele von redlichen, und gewissenhaften Sachwaltern aufzustellen, dünkt mir daher, ein desto würdigeres Geschäft für den Schriftsteller zu seyn, der für die Sache der Tugend schreibt, jemehr man sich bisher größtentheils nur damit abgegeben hat, jene unächten Priester der Themis, in öffentlichen Gemälden zu züchtigen. Das Portrait eines edlen Sachwalters wird vielleicht, — wie ich mir schmeichle — den, oder jenen tugendhaften Jüngling, der auf dem Punkt stehet, die schlüpfrige, und gefährliche Bahn der Rechtspflege zu betreten, anreizen, seiner wahren Bestimmung gemäß zu handeln,

und nicht in die Fußstapfen vieler seiner unwürdigen Vorgänger zu treten. Denn von solchen Pflegern der Gerechtigkeit, die schon unter der Fahne der Schikane, und des Eigennutzes gleichsam vergrauet sind, hoffe ich nun freylich keine Besserung mehr; diese noch bekehren zu wollen, würde nur eine sehr vergebliche hirnlose Bemühung seyn.

Ich will inzwischen in dieser Scene eine Probe machen, das Gemälde eines wahren edlen Sachwalters zu zeichnen, ein Gemälde, das durchgängig auf Wahrheit gegründet ist, und keinesweges die Geburt meines Gehirns zum Gegenstande hat; und ich hoffe meines Zwecks nicht zu verfehlen, wenn ich mir schmeichle, einigen Nutzen damit zu stiften, indem ich zugleich dem Vergnügen meiner edeldenkenden Leser huldige.

In einer angesehenen Stadt des Churfürstenthums Sachsen lebte ein sehr würdiger und frommer Geistlicher, der Schönhof hieß. Er hatte nur einen einzigen Sohn, welcher als Knabe schon die vortreflichsten Anlagen, in Rücksicht auf Herz und Verstand verrieth. Der junge Schönhof stu-

dierte auf einem bekannten Gymnasio, und sollte nach dem Willen seines Vaters ebenfalls ein Geistlicher werden. Die Zeit kam heran, wo er die hohe Schule beziehen sollte, und er wußte bereits seine künftige Bestimmung.

Es traf sich aber, daß er durch einen seiner Mitschüler in dem Hause dessen Vaters bekannt wurde, der einer der berühmtesten Sachwalter in der ganzen Stadt war. Dort hatte der junge Schönhof einsmals das Glück, Zeuge eines Auftrittes zu seyn, der seine ganze Seele entzückte. Der alte Sachwalter hatte ein junges schönes Frauenzimmer von angesehener Familie, das von einem teuflischen Verführer ihrer Ehre beraubt, und in den Verdacht eines Kindermords gefallen war, so glücklich vertheidiget, daß dieses Mädchen nicht nur von aller Strafe, sondern auch sogar von allem Verdacht des ihr beygemessenen Verbrechens losgesprochen wurde. Die unglückliche Schöne kam gerade aus dem Gefängniße, mit ihren Eltern, und Geschwistern in das Haus des Sachwalters; und dankte ihm auf den

Knieen für seinen Beystand; die ganze Familie zerfloß fast in Thränen über die Errettung ihrer Tochter und Schwester; der Sachwalter genoß die überirrdische Wonne, eine Anzahl Menschen glücklich gemacht zu haben, welche diese schreckliche Untersuchung mit dem namenlosesten Jammer überhäuft hatte; — es war eine überaus rührende, erschütternde Scene.

Der junge Schönhof vergoß Ströme von Thränen darüber; er gieng nach Hause, und die Seligkeit des alten Mannes im Bewustseyn, eine unschuldig Bedrängte vom Tode errettet zu haben, kam ihm nicht aus den Gedanken. Und izt keimte denn eine Idee in seiner Seele auf, die ihn täglich mehr beschäftigte, und bald — in einigen Wochen zum unerschütterlichsten Vorsatz reifte; es war kein andrer, als die Rechte zu studieren, und in die Fußtapfen seines Gönners, jenes großen Sachwalters zu treten.

Mit diesem Entschluß gieng er von der Schule ab, und entdeckte sich seinem Vater. Anfänglich wollte der alte Geistliche durchaus nicht darein willigen, weil er einen tief-

eingewurzelten Haß, und Abscheu vor den Juristen, und besonders vor den Sachwaltern hatte. Aber der junge Schönhof ließ nicht eher mit Bitten nach, bis sich sein Vater endlich dazu bequemte, seinem dringenden Anhalten nachzugeben.

Im Vorgenuß der Wonnegefühle, die unser Jüngling von seiner künftigen Gerechtigkeitspflege erwartete, bezog er also die hohe Schule, und studierte die Rechte mit unermüdetem Fleiße. Noch hatte er aber kein volles Jahr seiner academischen Laufbahn vollendet, als sein Vater plötzlich in eine tödtliche Krankheit fiel. Der junge Schönhof wurde nach Hause berufen, um von seinem sterbenden Vater den letzten Segen zu empfangen. Einige Stunden vor seinem Hintritt rufte der ehrwürdige Geistliche diesen seinen tugendhaften Sohn hin vor sein Bette, faßte die Hand des Jünglings in die seinige, und sprach diese Worte:

„Mein theurer, einziger Sohn! noch einige Worte muß ich in deine Seele reden, eh' ich zu Gott hinüber schlummere. Nimm sie an, als die letzte

Bitte, eines sterbenden Vaters, der dich liebt, und dich einst vor dem Thron Gottes zur Rechenschaft fordern wird, wofern du nicht darnach handelst! lebe tugendhaft! hüte dich vor den Ausschweifungen der Jugend! fürchte Gott, und die Religion! handle immer als Christ, und werde ein nützlicher Bürger des Staats! lerne das deinige redlich: denn damit mußt du dein Brod verdienen. Aber du studierst die Rechte, und dieß ists, was mir besonders am Herzen liegt. Man wird dich künftig zum Priester der Gerechtigkeit einweihen, wie ich Priester der Religion war. So schwöre mir denn hier am Rande meines Grabes, damit ich völlig in Ruhe zu meinen Vätern versammlet werden möge, daß du ein ächter Diener des Rechts werden, daß du die Tugend beschützen, die Unschuld vertheidigen, und den Bedrängten zu ihrem Rechte verhelfen, daß du die Armuth nicht kränken, Wittwen und Waysen nicht drücken, kein unrechtes Gut an dich ziehen, kein

Werkzeug der Ungerechtigkeit, und der Schikane abgeben, keinem Armen deine Hülfe versagen, und immer, auch als Sachwalter, ein rechtschaffener Mann bleiben willst!„ —

„Ja! ich schwöre es —

sagte der junge Mensch,

„hiermit bey Gott, und meiner Seligkeit, daß ich alles dieses, nach meinen Kräften halten will!„ —

und der Alte antwortete,

„es ist gut. Lebe darnach! Gott sey mit dir! Amen!

Darauf brach er von dieser Sache ab, betete für sich, und verschied. —

Nachdem nun der junge Schönhof seinen verblichenen Vater zu seiner Ruhestätte begleitet hatte, kehrte er auf die Academie zurück, und fuhr mit verdoppeltem Eifer fort, die Rechte zu studieren. Sein Vater hinterließ ihm kaum so viel, als er zur Vollendung seines Studierens brauchte. Da er sich also zu Antretung eines juristischen Amts in allem geschickt gemacht hatte, suchte

te er zu seinem Anfange erst eine kleine Bedienung zu bekommen. Aber — er hatte kein Geld, und keine Gönner; — Wissenschaften und Redlichkeit hingegen, die ihm nicht mangelten, waren zu schwache Bewegungsgründe für die Großen, ihm eine Bedienung zu geben. Er sahe sich also genöthiget, sogleich die juristische Praxin zu ergreifen, und er etablirte sich in einer bekannten Chursächsischen Stadt, wo er sich bald durch seine Rechtschaffenheit, und durch seine gründlichen Wissenschaften vor andern seiner Collegen auszeichnete.

Es würde uns zu weit von unserm Zweck, und von der Einrichtung unsrer Lebensbemerkungen entfernen, wenn wir uns darauf einlassen wollten, jede edle, und uneigennützige Handlung, die unser Schönhof als Sachwalter ausübte, hier besonders anzuführen. Wir müssen uns also blos daran begnügen, nur einige der vornehmsten zu bemerken, und unsere Leser übrigens, nur überhaupt zu versichern, daß er niemals eine ungerechte Sache annahm, sich niemals zum Werkzeug der Schikane brauchen ließ,

dem Armen so eifrig diente, als dem Reichen, keinen Rechtshandel verschleifte, und keinen boshaften Klienten, in seiner muthwilligen Streitsucht unterstützte. —

Eine seiner ersten edelmüthigen Sachwalter-Thaten war die Vertheidigung einer Verbrecherin, welche fünf Jahr im Gefängniß gesessen hatte. Diese Weibsperson sollte verschiedene grobe Missethaten begangen haben; besonders hatte man sie einer ganzen Menge Diebstähle beschuldiget. Ganz rein von diesen Anschuldigungen mochte sie auch würklich nicht seyn. Aber doch konnte man sie keiner dererselben recht überführen, und dieß verzögerte die Untersuchung so sehr, daß sie würklich schon fünf Jahr gesessen hatte, und man noch immer nicht damit zu Stande war. Freylich lag viel dabey an der Schuld des Richters, das war nicht zu läugnen. Aber hauptsächlich fehlte es doch an jemand, der ihre Vertheidigung hätte übernehmen wollen: denn sie war nicht nur blutarm, sondern ihre Vertheidigung war auch, wegen der weitläuftigen Untersuchung mit so vielen Schwierigkeiten, und mit so vieler Mühe ver-

verknüpft, daß sie kein einziger Sachwalter übernehmen mochte. Jeder dachte, seine Mühe werde ihm nicht reichlich genug bezahlt; und keiner wollte es also wagen, auf die Ungewißheit der Bezahlung, eine arme Gefangne zu vertheidigen.

Kaum aber hörte unser Schönhof von dieser Sache, so erbot er sich von selbst zur Uebernahme dieser schweren Vertheidigung. Der Richter erstaunte über Schönhofs Unternehmen; nicht darum, daß er nicht von dessen Fähigkeiten eines solchen Werks gewachsen zu seyn, hätte überzeugt seyn sollen, sondern weil er wußte, daß Schönhof überaus arm war, und daß er in Gefahr stand, wenigstens keine solche Belohnung seiner Mühe zu bekommen, die der Zeit und der Arbeit angemessen gewesen wäre, welche Schönhof nothwendig darauf wenden mußte. Inzwischen gieng die Sache doch vor sich. Schönhof legte ein Meisterstück bey dieser Arbeit ab, und vertheidigte seine Klientin mit so vielem Glück, daß sie von der Todesstrafe gänzlich loßgesprochen, und blos mit einigen Jahren Zuchthaußstrafe belegt wur-

wurde. Sein Ruhm stieg dadurch ungemein hoch, und — wie keine gute That unbelohnt bleibt, so belohnte ihn nicht nur das innere Gefühl seiner Rechtschaffenheit, und seiner Uneigennützigkeit schon hinlänglich dafür, sondern es wurde ihm auch aus der Landesherrlichen Kasse, seine Arbeit, und seine großmüthige Bemühung, sehr ansehnlich vergütet.

Eine andere noch uneigennützigere Handlung übte er bey einer Gemeine aus, die unterschiedene Beschwerden wider ihren Gerichtsherrn hatte. Die Unterthanen dieses Herrn sahen sich genöthiget, mit selbigem Prozeß anzufangen, und sich rechtliche Hülfe zu verschaffen. Schönhof wurde von ihnen zum Sachwalter angenommen. Er fand, daß die Beschwerden gegründet waren; und doch war es seine Sache gar nicht, Gerichtsunterthanen wider ihren Gerichtsherrn zu dienen. Ungeachtet nun bey diesem Rechtshandel für ihn etwas ansehnliches zu erwerben war; so achtete er diesen Vortheil doch nicht so hoch, als daß er nicht auch dabey der Stimme der Rechtschaffenheit und Uneigennützig-

gennützigkeit hätte Gehör geben sollen. Ehe er also die Klage wider den Gerichtsherrn anstellte, setzte er sich vor, erst noch einen Versuch zu machen, ob er diesen Leuten vielleicht noch ohne Prozeß zu ihrem Rechte verhelfen könnte. Dazu mußte nun vor allen Dingen der Gerichtsherr gewonnen werden; und das war keine so leichte Sache: denn dieser Herr besaß einen festen unbiegsamen Karakter, dessen Härte schwerer als Felsen zu erweichen war. Jedoch Schönhof ließ nichts unversucht. Er reisete zu dem Gerichtsherrn, trug ihm sein Anliegen vor, und bat, daß er sich mit ihm in Unterhandlungen einlassen möchte. Unser Sachwalter hatte nicht nur ungemein viel Einnehmendes in seiner Person, und in seinem ganzen Betragen, sondern er besaß auch eine so hinreißende Beredsamkeit, daß, wenn er in den Zeiten gelebt hätte, wo die Sachwalter ihre Klienten durch öffentliche Reden vertheidigen mußten, er vielleicht die Höhe eines Cicero in der Redekunst erreicht haben würde.

Der Gerichtsherr hatte also kaum eine Viertelstunde mit ihm gesprochen, so war er

auch

auch schon von diesem hinreißenden Manne bezaubert. Dieß machte denn, daß er ihn ganz wider seine sonstige Gewohnheit ruhig anhörte, wenn Schönhof mit Wärme und mit Feuer für die Sache seiner Klienten sprach. Anfänglich wollte der Gerichtsherr in keinem Stücke nachgeben, sondern beharrte mit größter Hartnäckigkeit bey seinen ungerechten Bedrückungen der Bauern. Aber Schönbof wußte ihn nach und nach so sehr für sich einzunehmen, und ihm die Ungerechtigkeit seines Verfahrens so deutlich vor Augen zu malen; er legte ihm die allgemeinen Pflichten der Menschenliebe, und die besondern Verbindlichkeiten der Obrigkeiten gegen die Unterthanen so nahe an's Herz, unterstützte seine Gründe mit so viel Wärme des Ausdrucks, daß der Gerichtsherr endlich anfieng zu wanken, und erstaunt ausrief:

„Was sind Sie für ein Mann, Herr Schönhof? Sie sind unwiderstehlich. Es sey! ich will nachgeben; aber nun ziehen Sie auch mich mit Ehren aus der Sache!

Schönhof konnte den Ausbruch seiner Freude über den glücklichen Erfolg seiner Bemü-

hungen kaum mäßigen. Er dankte dem Gerichtsherrn in den verbindlichsten Ausdrücken für seine Nachgiebigkeit, und versprach, auch seinen Vortheil und seine Ehre nicht dabey zu vergessen. Kurz, es kam durch Schönhofs Vermittelung ein Vergleich zu Stande, wodurch sowohl die Rechte der Unterthanen bey Kräften erhalten, als auch, ohne deren Nachtheil, die Vortheile des Gerichtsherrn beobachtet wurden. Beyde Theile waren damit vollkommen zufrieden; und der gute Schönhof wurde von den armen Bauern, welche durch ihn ihr Recht ohne Prozeß erlangt hatten, beynahe vergöttert. Sie machten ihm für seine Bemühung ein sehr ansehnliches Präsent, und seine edelmüthige Handlung wurde dadurch auch auf diese Weise belohnt.

Ungefähr ein Jahr darauf starb der Gerichtsverwalter des Orts, wo diese Sache vorfiel. Da die Bestallung überaus ansehnlich war, so bewarben sich eine ganze Menge Sachwalter darum. Aber der Gerichtsherr erinnerte sich des edelmüthigen Schönhofs, und glaubte, daß dieser unter allen der wür-

digste

digste dazu sey. Schönhof hatte nicht mit darum angehalten, und zwar aus der Ursache, weil ein Freund von ihm, der wichtige Empfehlungen vor sich hatte, sich mit der Hoffnung eines glücklichen Erfolgs ganz besonders um den Dienst bewarb. Der Gerichtsherr reiste also selbst zu unserm Schönhof, und trug ihm die Gerichtsbestallung an. Der edle Sachwalter erstaunte darüber, und machte sogar zum Besten seines Freundes einige Einwendungen dagegen. Aber der Gerichtsherr ließ sich dadurch nicht irren. Schönhof mußte also die Bedienung fast wider seinen Willen annehmen, und er verwaltete solche eine geraume Zeit mit völliger Zufriedenheit des Herrn und der Unterthanen, weil er sich darauf verstand, beyder Interesse mit einander zu verbinden, und keinem zum Nachtheil des andern etwas zu vergeben.

Aber es trug sich ein Umstand zu, welcher leider diese schöne Harmonie gänzlich wieder zerstörte, wobey sich aber doch Schönhof abermals auf der Seite des rechtschaffensten Mannes zeigte. Das Lehngut des Ge-

richtsherrn hatte die menschenfeindliche und unnatürliche Gerechtsame, daß der Herr die Bauern eines gewissen Dorfs von einem Gute auf das andre setzen und nach Belieben dem einen Bauer sein Gut nehmen, und es einem andern geben konnte. Eine jener barbarischen Feudal-Gerechtigkeiten, die zu ihrer Empfehlung nicht das mindeste, als das Alterthum und das Vorurtheil vor sich haben! eine Gerechtsame, welche die Menschlichkeit schändet, und die Gesetze der Natur brandmarkt! Denn keinem Bauer war sein Eigenthum gesichert; alle Industrie und aller Fleiß gieng dadurch verloren, weil der Bauer die Früchte seiner Arbeit, wenn er sein Gut empor gebracht hatte, auf einmal wieder zu verlieren in Gefahr stand. O! möchten doch solche widernatürliche und der menschlichen Gesellschaft so nachtheilige Gerechtsame endlich einmal abgeschafft, und das Licht der Vernunft und des reinen Naturgesetzes, das über andere Dinge einen so wohlthätigen Einfluß hat, auch hier aufgesteckt — möchte doch einmal jenes abgeschmackte Vorurtheil für Alterthum und alte Barbarey endlich ausgerottet, und möch-

te

te doch den daraus nothwendig entstehenden Bedrückungen der Menschheit einmal Ziel und Maaß gesetzet werden! —

Dieses landesverderbliche Recht war nun in langen Jahren nicht ausgeübt worden, und dieß brachte denn den Gerichtsherrn auf den Einfall, solches einmal geltend zu machen, und sich dadurch bey dem Besitz seiner Gerechtsame zu schützen. Zum Gegenstande seiner Ausführung wählte er nun gerade einen Gutsbesitzer, bey dessen Familie das Gut von je her gewesen war, und welches sich in dem allervortreflichsten Zustande von der Welt befand. Das Gut sollte einem andern Bauer gegeben werden, welcher das seinige hatte eingehen lassen; und jener Besitzer sollte dieß eingegangene Gut bekommen. Schönhof erhielt also von dem Gerichtsherrn den Auftrag, die Sache zu reguliren, und die Besitzer der Güter von einem aufs andre zu setzen. Nichts aber kam unserm Sachwalter und Richter ungerechter vor, als dieses Verfahren. Er beschloß, sich schlechterdings nicht dazu brauchen zu lassen. Zu dem Ende suchte er anfänglich die Sache dem

Gerichtsherrn in Güte auszureden. Allein so viel Gewalt auch sonst seine Beredsamkeit über diesen Herrn hatte, so liefen doch dießmal alle seine Bemühungen deswegen fruchtlos ab. Der Gerichtsherr war schlechterdings nicht von seinem Vorhaben abzubringen. Vielmehr bestand er hartnäckig darauf, daß Schönhof die Sache unverzüglich ausführen sollte. Nunmehr aber widersetzte sich dieser eben so menschenfreundliche als Billigkeit liebende Mann diesem Ansinnen mit gleichmäßiger Festigkeit; er erklärte dem Gerichtsherrn geradezu, daß er eine solche unnatürliche Ungerechtigkeit nimmermehr begehen würde; diese Gerechtsame sey eine Barbarey, deren Ausübung der Menschheit eben so entehrend, als nachtheilig der politischen Verfassung seyn würde. Es war gerade über der Tafel, als Schönhof diese Erklärung that. Der Gerichtsherr wurde darüber entrüstet; es entstand ein hitziger Wortwechsel zwischen ihnen, welcher sich damit endigte, daß Schönhof von der Tafel aufstand, dem Gerichtsherrn erklärte, daß er hiermit seine Bedienung in seine Hände zurückgebe, sich auf sein Pferd setzte, und davon ritt. Dem

Gerichts-

Gerichtsherrn gereute in der Folge seine Hitze. Er fuhr nach einigen Tagen selbst zu Schönhof, bat ihn deswegen um Verzeihung, und um Wiederannahme des Dienstes. Da aber der Patron noch immer von der Versetzung der Güter nicht abgehen wollte, so war auch Schönhof nicht zu bewegen, die Gerichtsbestallung wieder anzunehmen; und der Gerichtsherr sahe sich also genöthiget, sie einem andern Sachwalter zu übertragen, der sich zu der vorgesagten Ungerechtigkeit mit Vergnügen brauchen ließ.

So könnten wir noch unendlich mehrere dergleichen Beyspiele der Edelmuth und Uneigennützigkeit aus dem Leben unsres Schönhofs hier erzählen, wenn wir nicht befürchten müßten, auch darinn dem Guten zu viel zu thun. Wir eilen vielmehr zu der größten und edelmüthigsten Handlung seines Lebens — einer Handlung, welche ihn uns nicht so wohl auf der Seite eines großen Sachwalters, als vielmehr auf der Seite eines grossen Menschen darstellt.

Doch ehe wir dazu vorschreiten, müssen wir unsern Lesern erst die einzige Liebesavantüre erzählen, die unser Sachwalter in seinem ganzen Leben gehabt hat. Nicht daß er ein Feind oder ein Verächter des schönen Geschlechts gewesen wäre; die Natur hatte ihn vielmehr mit einem überaus warmen zärtlichen Gefühl und mit einem feurigen Temperamente versehen. Aber er hatte sich auf der Akademie sowohl, als in den ersten Jahren seines Sachwalteramts dem Studieren und seinen Geschäften so eifrig ergeben, daß er wirklich keine Zeit übrig behielt, sich mit Liebschaften zu amüsiren, oder, nach Art vieler Mitbrüder, die Zeit mit verliebten Abentheuern zu tödten.

Itzt aber schon in seinem sechs und zwanzigsten Jahre widerfuhr auch ihm das allgemeine Schicksal der Menschheit — die Berauschung der Liebe. Er besuchte um die Karnevalszeit einen seiner ehemaligen vertrautesten Schul- und Universitätsfreunde, der Hartmann hieß, und gleichfalls das Amt eines Sachwalters zu Merseburg verwaltete. Dieser Hartmann besaß viel eigenes

Vermögen; er liebte die rauschenden Vergnügungen, und obwohl Schönhof daran eben keinen sonderlichen Geschmack fand, so glaubte doch Hartmann, es ihm, als seinem Gaste, schuldig zu seyn, daß er ihm alles Vergnügen verschaffte, was nur in seinem Vermögen stand. Er nahm also unter andern unsern Schönhof auch mit auf die Masquerade, welche zur Karnevalszeit in Merseburg gehalten wurde: denn Schönhof liebte unter allen dergleichen Vergnügungen den Tanz am meisten, weil er zugleich eine der schönsten Leibesbewegungen ist.

Die Masquerade war überaus zahlreich; und Schönhof befand sich wohl schon über eine Stunde auf dem Saale, ehe er zum Tanz einer Angloise kommen konnte. Denn er pflegte überhaupt nichts anders, als englisch zu tanzen. Endlich bat er sich von der Gesellschaft aus, daß man ihm erlauben möchte, selbst eine Angloise aufführen zu dürfen. Es wurde ihm sehr gern bewilliget. Nun hatte er unter allen anwesenden Damen eine Masque bemerkt, welche ganz vorzüglich schön tanzte. Diese wählte denn un-

ser Schönhof itzt zu seiner Mittänzerin. Es war dem Ansehen nach noch ein sehr junges Frauenzimmer von mittler Grösse, vortreflich gewachsen, und als eine holländische Bäuerinn gekleidet — eine der niedlichsten Figuren in der ganzen Versammlung.

Schönhof war nicht nur überhaupt ein vortreflicher Tänzer, sondern er verstand auch besonders die Anordnung der Tänze als ein Meister. Dabey unterstützte ihn seine angenehme Figur, welche ganz zum Tanzen gemacht war, nicht wenig. Seine Grösse hielt gerade das Mittel zwischen gewöhnlicher und langer Figur. Er war schlank und vollkommen symetrisch gewachsen. Seine Bewegungen, sein Gang und seine Schritte waren regelmässig, ohne gekünstelt, natürlich, ohne ungebildet zu seyn. Itzt trug er die Masque einer grünseidenen, kurzen Jagdweste, mit blaßgelben Unterkleidern, einen schwarzen runden Hut mit einer grünen Jagdschleife; das Haar war nachläßig, aber geschmackvoll frisirt; und er hatte ein langes, schönes braunes Haar.

Seine

Seine Figur nahm vollkommen für sich ein; mit seinem Tanz aber bezauberte er die ganze Gesellschaft. Die Anordnung desselben war so geschmackvoll, und die Ausführung so regelmäßig und genau; er tanzte mit so vieler Delikatesse und mit so vieler Grazie; seine Mittänzerin verstand seine Anordnung so vollkommen, sie that sich dabey durch ihren geschmackvollen, flüchtigen und angenehmen Tanz so sehr hervor, daß jedermann dies harmonische Paar anstaunte, und die ganze Versammlung sie im Ernst für ein Paar verkappte Tänzer von der Leipziger Schauspielertruppe hielt: denn beyder Figuren waren den Einheimischen so unbekannt, daß sich ihrer niemand erinnern konnte.

Nach Endigung des Tanzes bot Schönhof seiner Mittänzerinn einige Erfrischungen an. Die schöne Bäuerin schlug es nicht ab, sondern gieng mit Schönhof in das Trinkzimmer, wo er ihr auf ihr Verlangen Punsch reichen ließ. Bey dieser Gelegenheit war es nun nothwendig, daß sie ihre Gesichter demasquirten. Aber kaum war dieß geschehen, so fesselte der erste Anblick,

womit

womit sie einander betrachteten, auch ihre Herzen auf ewig zusammen. Schönhof erinnerte sich nicht, jemals etwas schöneres und anziehenderes gesehen zu haben, als die vortrefliche Bildung dieser Bäuerin; und sie fand in Schönhofs Antlitz und Physiognomie die unverkennbarsten Züge eines edlen offenen Herzens und einer schönen menschenfreundlichen Seele ausgedrückt. Lange standen sie da, beyde einander mit einem gewissen Gefühl einer unbekannten Zuneigung anstaunend, ohne Entschlossenheit, was sie nun beginnen, und was sie mit einander sprechen wollten. Schönhof brach endlich das Stillschweigen, indem er sich nicht länger enthalten konnte, zu sagen:

„Ihr Anblick setzt mich in Erstaunen, meine schöne Masque! so viel Grazie hab' ich noch in keinem weiblichen Gesicht gesehen.„

„Man sagt mir allenthalben, daß ich schön sey,„

antwortete die Bäurin,

„aber ich bin nicht stolz darauf. Sie werden mir also mit Ihrem Kompliment keine Schmeicheley machen.„

„Ich

„Ich hasse die Komplimente, meine Schöne,„

antwortete der Sachwalter,

„aber mein Herz wäre mir zersprungen, wenn ich Ihnen dieß nicht hätte sagen dürfen, was die strengste Wahrheit enthält. Ich bitte also um Verzeihung„ —

„— davon kein Wort!„ —

versetzte sie,

„ich glaube, wir haben einander auf den ersten Blick erkannt; wir sympathisiren. Sie sagen, daß ich Ihnen gefalle. Was ist das unrechtes? und was wage ich bey Ihrer empfehlenden Miene, die schlechterdings nicht trügen kann, wenn ich Ihnen versetze, daß Sie mir nicht minder gefallen?„ —

Noch mehr über diese freymüthige Antwort der Tänzerin erstaunt, küßte ihr Schönhof stillschweigend, aber voll Ehrerbietung die Hand. Eine Thräne zitterte in seinem Auge. Sie bemerkte dieß, und fragte:

„mit wem hab' ich das Vergnügen zu sprechen?„

„Ich

„Ich bin der Advokat Schönhof aus A*.„

antwortete unser Held, und setzte mit dieser Antwort die schöne Bäuerin in eine Art von recht sichtbarer Betroffenheit, die er sich auf keine Weise zu erklären wußte.

„Schönhof heißen Sie also?„

fragte sie abermals mit einer Miene des Verlangens, die ihn immer aufmerksamer machte, und ihm immer räthselhafter vorkam, und da er ihr solches noch einmal bejahte, fuhr sie fort:

„Vielleicht der Sohn eines Predigers, der vor einigen Jahren gestorben ist?„

„Derselbe,„

antwortete Schönhof,

„aber mein Name scheint Ihnen aufzufallen — kennen Sie mich etwan, oder meine Familie?„

„Dem Namen nach — durch den Ruf — versetzte die Masque,

„ich habe von Ihnen gehört —

„Und wie? — wenn ich fragen darf„ —

begann der äußerst aufmerksame Sachwalter noch einmal zu fragen,

„das sage ich Ihnen itzt nicht,„
erwiederte sie,

„nur die Frage erlauben Sie mir noch: sind Sie verheurathet, — oder wenigstens engagirt?„

Diese Frage frappirte unsern Schönhof noch mehr, und spannte seine Erwartung, zu wissen, wen er vor sich habe, aufs äußerste.

„Keines von beyden,„
war seine Antwort,

„aber diese Fragen — sollten Sie mich nicht berechtigen, meine schöne Masque, um Eröffnung Ihres Namens und Ihres Standes zu bitten?„

„Das wäre billig,„
versetzte sie,

„aber doch kann ich Ihnen itzt weiter nichts sagen, als daß ich Henriette Gerhard heiße, und unverheurathet bin. Mit dem übrigen gedulden Sie sich bis morgen vor Mittag, wo ich mir hiermit Ihren Besuch ausbitte. Ich bin hier auf einer Durchreise, und wohne mit meiner Tante im goldnen Hahn.„

Länger

Länger stand ihm die Masque mit keiner Sylbe zur Rede, sondern bot ihm ihre Hand, wieder eine Angloise mit ihr zu tanzen.

Schönhof konnte sie diesen Abend keine Minute wieder allein zu sprechen bekommen, so viel Mühe er sich auch deswegen gab. Auch war sie ihm vom Tanzsaal entwischt, ohne daß er sie hätte gehen sehen, oder von ihr hätte Abschied nehmen können.

Als er nun mit seinem Freunde Hartmann wieder nach Hause kam, zerbrachen sich diese beyden Leute die Köpfe nicht wenig darüber, zu ergrübeln, wer doch wohl diese Henriette Gerhard eigentlich seyn möchte? Keinem von beyden war ihr Name bekannt; und Hartmann wußte sie in der ganzen Gegend nirgends hinzuthun. Und doch kannte sie unsern Schönhof; — das war klar; wenigstens mußte sie, dem Anschein nach, viel von ihm wissen. Er hätte vor Neugier zerplatzen mögen. Kein Auge konnte er davor zuthun, und mit banger Sehnsucht erwartete er die Stunde, wo er ihr aufzuwarten beschlossen hatte.

Mit

LB Coburg

Mit einem Herzen, worinn das Gefühl der Liebe sich allmählig zu regen beginnt, und wo das Verlangen nach dem geliebten Gegenstande gewisse Bewegungen entwickelt, die ein wunderbares Gemisch von Furcht und Herzhaftigkeit, Traurigkeit und Vergnügen enthalten — mit diesem Herzen voll Leidenschaft eilte nun unser Schönhof zu seiner schönen Henriette. Er traf eine bejahrte Dame von empfehlendem Ansehen bey ihr an, welche ihm Henriette als ihre Tante vorstellte. Diese Dame bezeigte ihm ungemein viel Hochachtung, und sprach von seinen guten Eigenschaften und Verdiensten, als ob sie ihn schon lange gekannt hätte; und gleichwohl wußte sich Schönhof nicht zu besinnen, sie nur ein einzigesmal in seinem Leben gesehen zu haben.

Henriette empfieng ihn mit einer Art von Theilnehmung und von Ausdruck des Vergnügens, wodurch seine Hoffnung auf ihre Zärtlichkeit und ihre Neigung zu ihm nicht wenig genährt wurde. Und wirklich liebte sie auch unsern Schönhof, und sie beschloß, niemand anders, als ihn zu ihrem

Gatten zu wählen, wenn er nämlich diejenige Probe aushalten würde, auf welche sie ihren künftigen Gatten zu stellen, und unter welcher sie allein, ihn zu heurathen, sich vorgesetzt hatte; und diese Probe war die Beständigkeit. Wie wir in der Folge sehen werden, kannte sie ihn und seine Familie genauer, als er selbst glaubte. Aber, um mit ihrem Liebhaber den ihr itzt so nöthigen Plan auszuführen, gab sie sich ihm nicht zu erkennen, sondern machte ihm, in Gegenwart der Tante, welche sie vorher von diesem ihren Plane unterrichtet und auf ihre Seite gebracht hatte, eine theils wahre, theils unwahre Erzählung von ihrer Person und ihren Umständen, welche wir denn auch unsern Lesern hier mittheilen, und zugleich dasjenige bemerken wollen, was in ihrer Erzählung wahr oder ohne Grund war.

Sie nannte sich Henriette Gerhard; aber der Zuname war erdichtet. Sie gab vor, daß sie überaus arm sey, und von ihrer Tante aus Großmuth und Güte erhalten werde; aber in der That hatten ihre Eltern Vermögen, und sie gieng blos mit ihrer

Tante nach Dreßden, um dieser Dame einige Zeit als Gesellschafterin gefällig zu seyn. Sie gab sich für die Tochter eines armen Bürgers in einer thüringischen Reichsstadt aus. Aber ihr Vater war zwar ein dergleichen Bürger, aber ein ziemlich reicher Mann. Sie sagte, daß sie, unter sechs Geschwistern, das älteste, und eigentlich bey einer andern Anverwandtin in Gotha erzogen worden sey; das letztere war gegründet, aber sie hatte nur noch eine einzige Schwester.

So machte sie sich unserm Schönhof ganz unkenntlich; und er blieb zwey ganzer Jahre in dieser Unwissenheit ihres wahren Standes und ihrer eigentlichen Familie.

Unsere Leser sehen hieraus, daß diese Henriette wirklich ein sehr sonderbares Mädchen war, und in der That hatte sie auch einen Karakter, worin man lauter Widersprüche zu finden glaubte, der aber doch überaus viel Festigkeit und Ausdaurung hatte. Sie schien zum Beyspiel in der Liebe etwas kalt und untheilnehmend zu seyn; aber dennoch liebte sie ihren Gegenstand von ganzer

Seele und mit einer Beständigkeit, die nur ein sehr wichtiger Umstand wankend machen konnte. Nur aufbrausen von Liebe und schwärmen von Zärtlichkeit; das war ihre Sache nicht. Sie sah bey der Wahl des Gegenstandes blos auf Verdienste, auf ein gutes Herz, auf Treue und auf Beständigkeit. Das erstere glaubte sie bey unserm Schönhof gefunden zu haben; über die letztere unterwarf sie ihn erst einer Probezeit, von welcher sie die Entwickelung des Knotens abhangen ließ.

Itzt schieden sie nun in Merseburg von einander, ohne daß es zu einer verbindlichen Erklärung zwischen ihnen kam. Schönhof war sterblich in sie verliebt; noch war dieß seine erste Liebe, und eben deswegen war sie um desto wärmer und feuriger; er sagte ihr solches oft, und bekannte ihr ohne Zurückhaltung die Empfindungen seines Herzens. Aber Henriette verwieß ihn zur Geduld, und erklärte sich, daß eine nähere Vereinigung zwischen ihnen von der Zukunft und von einer genauern Bekanntschaft abhangen müßte. Nichts destoweniger aber gestand sie

ihm auch ohne kindische Ziererey, daß sie ihn wirklich liebe und hochschätze. Schönhof mußte also einstweilen nachgeben, und sich ihrem Eigensinn, wofür er ihr Betragen zu nehmen nicht ungeneigt war, unterwerfen.

Ein halb Jahr darauf aber fühlte der gute Sachwalter das allerdringendste Bedürfniß, seine Henriette einmal zu sehen. Er besuchte sie also in Dreßden, und bat sie bey der Gelegenheit um Erlaubniß, bey ihren Eltern um sie anhalten zu dürfen. Aber dieß wurde ihm geradezu abgeschlagen.

„Wir können einander itzt noch unmöglich heurathen,„

sagte Henriette,

„Sie brauchen eine Frau mit Vermögen; ich aber bin blutarm. Wie unglücklich würden wir uns selbst machen! und bey Verlust meiner Liebe — reisen Sie nicht zu meinen Eltern! ich nehme alles auf mich — ich werde alles ausführen — so bald es Zeit dazu ist. Verlassen Sie sich auf mich! und bleiben Sie mir nur treu! ich bleib' es Ihnen gewiß. Ich hoffe nur

noch auf Entwickelung gewisser Umstände, die ich Ihnen itzt noch nicht entdecken kann. Am Ende sollen Sie gewiß mit mir zufrieden seyn; der Verzug unserer Verbindung dienet blos zu unserm Besten. Folgen Sie meinem Rath!„

So mußte sich denn der verliebte Schönhof in den Willen seiner Henriette fügen, ob er gleich mit schwerem Herzen dran gieng; und mit dieser Vertröstung hielt sie ihn noch lange auf. Inzwischen hielt er mit größter Beständigkeit aus, und alle Schätze der Welt am Busen des reizendsten Mädchens konnten ihm geboten werden, er blieb seiner Henriette getreu.

Nunmehr aber nahte diejenige Zeit heran, wo unser Schönhof seiner uneigennützigen Großmuth die Krone aufsetzte. Er übte eine Handlung in seiner eigenen Familie aus, welche bis in den Himmel erhoben zu werden verdiente, wenn edle Handlungen ihren Ruhm nicht schon selbst bey sich führten, ohne der Lobpreisung des Geschichtschreibers zu bedürfen.

Schön-

Schönhofs Vater hatte noch zwey Brüder gehabt, welche beyde reiche Kornhändler in Nordhausen waren. Der ältere davon war lange vor ihm gestorben, und hatte zwar ein ansehnliches Vermögen hinterlassen; seine drey Söhne aber, welche studirt haben wollten, und ausschweifende lüderliche Jünglinge waren, hatten ihre schöne Erbschaft in einigen Jahren völlig durchgebracht, und sie lebten nun in der schmählichsten Dürftigkeit.

Der jüngere Bruder aber überlebte Schönhofs Vater um viele Jahre. Er besaß ein Vermögen von wenigstens hunderttausend Thalern. Seine künftigen Erben waren zwey Töchter von einer Frau, die er sich einsmals auf einer Reise in Gotha wollte haben antrauen lassen. Dieser Mann hatte keinen sonderlichen guten Karakter, und war besonders ganz außerordentlich unversöhnlich. Wegen gewisser Familienumstände, wo er seinen Bruder, den Vater unsers Schönhofs, auf die ungerechteste Weise um einen großen Theil seines Vermögens gebracht hatte, war er mit diesem in Mißhelligkeiten gerathen. Die Uneinigkeit der bey-

den Brüder war nicht zu heben; und Schönhofs Vater gieng darüber mit Tode ab.

Unser Schönhof kannte keine von den Familien seiner Onkels: denn wegen der weiten Entfernung und wegen der Zwistigkeiten, welche von je her unter diesen drey Brüdern geherrscht hatten, war sein Vater ganz außer Verbindung mit ihnen gekommen, und der junge Schönhof hatte bis itzt weder Zeit noch Gelegenheit gehabt, mit diesen Leuten wieder Bekanntschaft zu machen.

Nunmehr aber wurde der Kornhändler, sein noch lebender Onkel in Nordhausen tödtlich krank; er fühlte sein Ende; die Annäherung des Todes machte sein Gewissen rege; er erinnerte sich mit Schrecken der Ungerechtigkeiten, die er an seinem verstorbenen Bruder, dem Geistlichen, begangen hatte, und er beschloß, solche an dessen Sohne wieder zu vergüten.

Unser Schönhof erhielt also, zu seiner nicht geringen Verwunderung, einsmals ganz unverhofft einen Brief durch eine Stafette von seinem ihm ganz unbekannten Onkel,

kel, worinn er von diesem Manne auf das dringendste ersucht wurde, sich ohne den mindesten Verzug auf die Reise zu machen, und zu ihm zu kommen, weil er vor seinem Ende noch Sachen von der größten Wichtigkeit mit ihm zu sprechen habe.

Schönhof setzte sich diesen Tag noch in eine Courierschaise, und kam vier Tage vor dem Tode seines Onkels bey ihm in Nordhausen an. Der Kornhändler ließ jedermann aus dem Zimmer gehen, und machte unserm Sachwalter folgenden Vortrag:

„Mein lieber Neffe! du weißt, daß ich mit deinem seligen Vater in Uneinigkeit gelebt habe; auch wird es dir nicht unbekannt seyn, daß er den Verlust eines großen Theils seines Vermögens meiner Habsucht und meiner Ungerechtigkeit zu danken hatte. Bevor ich nun aus der Welt gehe, ist es meine Pflicht, mich, an deines Vaters Statt, wenigstens mit dir, als seinem würdigen Sohne, nicht nur auszusöhnen, sondern dir auch das mit Wucher zu vergüten, was ich deinem Vater ge-

nommen habe. Ich habe dich also selbst kommen lassen, um das Wort der Verzeihung aus deinem eigenen Munde zu hören, und um dir eine Entdeckung zu machen, die du nothwendig wissen mußt, wenn du findest, daß ich dich zu meinem Universalerben einsetzen werde. Das Weib, das du hier bey mir siehest, ist nicht meine rechtmäßige angetraute Frau, ob sie gleich jedermann dafür hält; ich habe sie in meinen jüngern Jahren blos als Beyschläferin zu mir genommen, und sie für meine Frau ausgegeben. Die beyden Töchter, die ich mit ihr gezeugt habe, wissen selbst nichts von der Unächtheit ihrer Geburt; du siehest aber, daß sie meine rechtmäßigen Erben nicht seyn können. Ich werde ihnen also blos ein Vermächtniß aussetzen, wovon sie leben und sich Männer erwerben können. Das letztere wird ihnen nicht fehlschlagen: denn es sind wohlgebildete und wohlerzogene Mädchen. Und nun! noch diese Bitte, lieber Neffe! ich habe gehört, daß du ein wohldenkender,

der, redlicher Mann bist! ich liebe dieses Weib und diese beyden Kinder wie mein Leben; sie werden deiner Fürsorge bedürftig und auch würdig seyn. Ich werde dich in meinem Testamente zum Vormunde der beyden Mädchen einsetzen. Nimm dich ihrer treulich an, wenn Ungerechtigkeit und Kabale sie bedrücken wollen! Dafür hast du hier im voraus meinen Segen und meine Fürbitte bey Gott für dein Glück und deine Wohlfahrt noch jenseit des Grabes.„

Nach diesen Worten faßte er Schönhofs Hand, und setzte hinzu:

„Vergieb mir denn, lieber Neffe!„

Der edle junge Mann war so gerührt, daß er kaum zu reden vermochte. Mit Wärme küßte er die Hand seines Onkels, ließ einige Thränen drauf fallen, und sagte mit gebrochener Stimme:

„Ich habe nichts zu vergeben, bester Onkel! aber der Geist meines guten Vaters wird es durch mich thun. Gott ver-

versammle Sie in Friede zu ihren Vätern!„ —

Wie dieß geschehen war, klingelte der Alte, in der Absicht, einen Notarium holen zu lassen, und nun sein Testament zu machen. Aber Schönhof bat sich vorher noch einige Worte Gehör aus und sagte:

„Es wird unnöthig seyn, daß Sie einen Notarium holen lassen. Denn ich werde es nicht zugeben, daß Sie ein Testament machen. Ihr Vermögen gehört von Gott und Rechtswegen Ihren Kindern, und Gott soll mich bewahren, daß ich sie um einen Heller davon brächte! Wenn ich Sie also um etwas bitten darf, so lassen Sie, je eher je lieber, einen Geistlichen kommen, und sich mit Ihrer Geliebten trauen. Dadurch werden Sie Ihre Kinder legitimiren, und zur Erbschaft fähig machen. Wollen Sie mir das versprechen? — Bey Gott! dem Rächer aller Ungerechtigkeiten beschwöre ich Sie, begehen Sie an Ihrer eignen Familie keine Ungerechtigkeit!„ —

Wie sehr der kranke Onkel über die außerordentliche Großmuth seines Neffen erstaunte, kann man sich leicht vorstellen, wenn man erwägt, daß sich der Alte, der doch eben eine große Probe der Großmuth ablegen wollte, von ihm weit übertroffen fühlte.

„Nein! lieber Neffe!„

sagte er,

„das ist zu viel! deine Großmuth fesselt vollends mein ganzes Herz an dich. Du mußt mir meinen Willen thun! — du mußt mir das Vergnügen machen, mein Erbe zu seyn!„

„Nun gut!„

versetzte Schönhof,

„ich kann Sie freylich nicht zwingen, meine Bitte zu erfüllen, aber ich werde — so wahr Gott über mir lebt! — so bald Sie die Augen geschlossen haben, Ihr Vermögen wieder an Ihre Kinder verschenken.„ —

Hierauf erhob sich zwischen Onkel und Neffen ein überaus hitziger Streit, worinn jeder seine Absichten geltend zu machen suchte. Keiner wollte nachgeben, und keiner wollte sich von dem andern an Großmuth

über-

übertreffen lassen. Endlich siegte die bezaubernde Beredsamkeit des jungen Sachwalters, verbunden mit dem Gefühl der Natur, über den ungestümen Willen seines Onkels, der nunmehr den sanften Empfindungen eines Gatten und Vaters nicht länger widerstehen konnte. Der letztere gab endlich seine Einwilligung darein, daß ein Geistlicher geholt würde, und die Trauung vor sich gehen sollte.

Schönhof besorgte alles selbst; er gieng selbst zum Geistlichen, gab bey der Trauung einen Zeugen ab, und brachte auf diese Art ein Werk zu Stande, das seinem Edelmuth die größte Ehre und eine ganze Familie glücklich machte. Und welcher Triumph für sein edles wohlthätiges Herz, da er nun die Danksagungen seines Onkels und seiner Tante für diese seine vortrefliche Handlung empfieng! Madam Schönhof und ihre jüngere Tochter verehrten ihn wie einen Gott, und trugen ihn fast auf den Händen, so sehr waren sie von ihm und seinem großmüthigen Karakter eingenommen. Die jüngere Tochter seines Onkels, Karoline, war eine der

reizend-

reizendsten weiblichen Figuren, die Schönhof jemals gesehen hatte. Nur seine geliebte Henriette verdiente in seinen Augen den Vorzug vor diesem vortreflichen Mädchen; und wäre sein Herz nicht schon mit unauflöslichen Banden an Henrietten geheftet gewesen, so würde ihn Karoline zum glücklichsten Sterblichen gemacht haben. Die ältere Tochter seines Onkels, welche den Namen seiner Geliebten Henriette führte, war gar nicht zu Hause, sondern befand sich damals in Gotha bey einer nahen Verwandtin; man sagte ihm aber, daß auch sie überaus liebenswürdig sey, und ihre Schwester Karolinen an Schönheit übertreffe.

Zwey Tage nach dieser ehrwürdigen Handlung unsres Schönhofs starb der Onkel, völlig ausgesöhnt mit seinem tugendhaften Neffen, und völlig beruhiget über das Schicksal seiner Familie und seines Vermögens nach seinem Tode. Aber der redliche Alte hatte kaum die Augen geschlossen, so erschienen Deputirte vom Stadtrathe, versiegelten die ganze schönhofische Verlassenschaft und nahmen sie in gerichtlichen Beschlag.

Madam Schönhof erbot sich zwar, die Verlassenschaft auf Rechnung zu übernehmen, aber dieß wurde ihr nicht zugestanden. Alles baare Geld wurde ihr weggenommen, die außenstehenden Schulden wurden verkümmert; auf vieles Bitten konnte sie kaum die freye Wohnung in dem schönhofischen Hause und ein kleines Wochengeld zu ihrem und ihrer Töchter Unterhalt bekommen.

Dieses Verfahren hatte niemand anders veranlasset, als die drey übrigen Bruders-Söhne des verstorbenen Kornhändlers. Als seine nächsten Erben machten sie auf dessen Verlassenschaft Anspruch, weil sie es schon lange wußten, daß ihr Onkel mit seiner angeblichen Frau nicht getrauet war, und also dessen Kinder nicht successionsfähig waren. Zwar hatten sie wohl die von ihrem Vetter veranstaltete Trauung auf dem Krankenbette des Onkels erfahren; aber diese erklärten sie für ungültig und für gesetzwidrig. Sie hatten daher um gerichtliche Versiegelung und Verkümmerung der Verlassenschaft angesucht, und zugleich eine Klage wider die schönhofische Wittwe und Töchter bey dem Rathe übergeben.

Es erhob sich also nunmehr über diese Sache ein fürchterlicher und weitaussehender Rechtshandel: denn die drey jungen Schönhofe betrieben die Sache mit äußerstem Feuer, weil sie durch diese fette Erbschaft ihren verfallenen Vermögensumständen wieder aufzuhelfen gedachten.

In der That, die Wittwe Schönhof mit ihren Töchtern befand sich eben nicht in der besten Lage. Wurden sie des schönhofischen Vermögens gänzlich beraubt, so konnten sie der bittersten Armuth nicht entgehen; und wie leicht konnte sie dieß Schicksal treffen, da es ihnen völlig an Mitteln fehlte, den Prozeß mit dem gehörigen Nachdruck zu betreiben! Aber auch hier bewieß sich unser Held als der edelmüthige Mann, wie wir ihn zeither allemal bewundert haben. Da es seine eigene Geschäfte nicht erlaubten, sich selbst länger in Nordhausen aufzuhalten, so übergab er den Rechtshandel seiner Tante und Muhmen einem bekannten geschickten Sachwalter, und empfahl ihn solchen zur eifrigsten Betreibung. Auch ließ er ihm, zur Bestreitung der Prozeßkosten, eine hin-

längliche Summe Geldes zurück, und befahl ihm ausdrücklich an, die Wittwe Schönhof mit keinen Geldanforderungen dießfalls zu beschweren, sondern sich deswegen nur allemal geradezu an ihn selbst zu wenden. Alsdenn reiste er ab, und sprach der beängsteten Wittwe und ihrer Tochter so kraftvoll Muth und Trost ein, daß sie mit Gelassenheit der Entwickelung ihres Schicksals entgegen sehen konnten.

Kaum hatte nun unser Sachwalter zu Hause seine nöthigsten Geschäffte abgethan, so eilte er nach Dreßden, um seine geliebte Henriette einmal wieder zu sehen, und zu versuchen, ob er nicht das Ende seiner Prüfungszeit bey ihr heranzubitten vermöge. Allein zu seiner nicht geringen Betrübniß fand er sie gar nicht mehr in Dreßden, sondern sie war nach dem Angeben der Tante wieder zu ihren Eltern zurückgereiset. Sie auch dort aufzusuchen, würde ganz gewiß unsers Schönhofs erster Gedanke und der Gegenstand der schleunigsten Ausführung gewesen seyn, hätte ihm nicht die Tante folgenden kurzen Brief von Henrietten, der auch

die

die Entstehung jenes Gedankens in seiner Seele hemmte, eingehändiget:

Mein Geliebter!

„Ich reise eben wieder zu meinen Eltern. Wir müssen uns eine kurze Trennung gefallen lassen; kurz, sage ich mit Fleiß: denn ich hoffe, die Zeit unsrer Prüfung ist bald vorüber. Wenn Sie mich wirklich lieben, so beschwöre ich Sie bey dieser Liebe, die mir sehr theuer ist, reisen Sie mir nicht nach! schreiben Sie mir auch nicht — bis Sie weitere Nachricht von mir bekommen! Ich hoffe! Sie werden mit dem Gegentheil nicht betrüben

Ihre

getreue

Henriette.

Geheimnißvoller und räthselhafter, als dieses Betragen seiner Geliebten, hatte Schönhof in seinem Leben nichts gehört. Aber was war für ihn weiter zu thun? er kannte Hen-

rietten zu gut, als daß er ihrem Willen hätte entgegen handeln sollen. Sonach reiste er denn, etwas ungehalten über sein sonderbares Schicksal in der Liebe, wieder nach Hause, und beschloß, der Aufklärung desselben mit Standhaftigkeit und Ruhe entgegen zu sehen.

Mit allem Eifer seiner gewohnten Gewissenhaftigkeit warf er sich wieder in seine Geschäfte, und diese ließen ihn sehr selten an seine Liebe denken, weil er gerade einige wichtige Rechtshändel überkam, welche seine ganze Aufmerksamkeit und seinen ganzen Fleiß erforderten.

Inzwischen betrieb der Sachwalter seiner Tante den schönhofischen Prozeß mit solcher Geschwindigkeit und mit so vielem Feuer, daß in Zeit von einem halben Jahre das Endurtheil erschien, worinn die jungen Schönhofe mit ihrer Klage abgewiesen waren, und die Heurath des alten Schönhofs für gültig erkläret wurde. Jedoch die Klägere ließen es anfänglich dabey nicht bewenden, sondern wandten die gewöhnlichen Rechtsmittel dagegen ein. Aber auch damit fielen sie durch,

und

und der Prozeß wurde für die schönhofische Wittwe und Töchter völlig gewonnen. Nun war also für die Klägere kein andres Mittel übrig, als an den Reichshofrath zu appelliren. Allein dazu fehlten diesen streitsüchtigen jungen Leuten die Kräfte; sie konnten die Prozeßkosten nicht mehr aufbringen. Sonach zogen sie denn gelindere Saiten auf, und baten um Vergleich und um einige Entschädigung ihres gehabten Aufwandes.

Der Sachwalter in Nordhausen schrieb also an unsern Schönhof und bat sich dessen guten Rath aus. Zugleich befand sich aber auch ein sehr verbindliches Schreiben von seiner Tante dabey, worinn sie ihn auf das dringendste ersuchte, selbst zu ihr zu kommen, und ihr mündlich mit Rath und That beyzustehen. Bey unserm Sachwalter brauchte es in der That nichts weiter, als die Aufforderung seiner Pflicht, um ihn zu etwas, das dahin einschlug, zu bewegen. Er hielt es für eine Handlung der Billigkeit und der Großmuth, wenn die jungen Schönhofe bey der reichen Verlassenschaft ihres Onkels nicht ganz leer ausgiengen, so wenig sie es auch

 um

um die rechtmäßigen Erben durch ihr hartnäckiges Prozeßiren verdient hatten. Und wo es auf Handlungen der Großmuth ankam, da bewieß unser Schönhof die größte Thätigkeit, und pflegte vieles andere zu übersehen.

Um also dieses Geschäft, das in so naher Verwandschaft mit seinem Herzen stand, in Ordnung zu bringen, machte er sich ohne Anstand selbst auf die Reise nach Nordhausen, und es war gerade Abends, schon unter Licht, als er daselbst in dem Hause seiner Tante ganz unverhofft — denn sie hatte erst noch Briefe von ihm erwartet — ankam. Seine Verwandtinnen waren zu Gaste; aber die Magd, welche ihn einstweilen in das Wohnzimmer führte, sagte ihm, die ältere Mamsell werde bald nach Hause kommen, weil sie diesen Abend noch Briefe schreiben wolle. Er fragte, seit wie lange die ältere Mamsell wieder hier sey? und er erhielt zur Antwort: seit ungefähr drey viertel Jahren. —

Die Tante hatte ihm davon gar nichts geschrieben. Darüber wunderte er sich nun

wohl ein wenig; doch aber freute es ihn auch schon im voraus, eine Verwandtin kennen zu lernen, von deren vortreflichen Eigenschaften er schon so viel Rühmliches gehört hatte. Indem er nun noch in Betrachtungen darüber versenkt im Zimmer auf und nieder gieng, hörte er den leichten, flüchtigen Tritt eines Frauenzimmers die Treppe herauf und über den Saal hinweg nach dem Wohnzimmer zu kommen. Plötzlich drang eine ganz besondere zärtliche und warme Empfindung durch seine Seele. Sein Herz pochte ihm für Freude und Erwartung; und seine Glieder fiengen an zu zittern. — —

Itzt that sich nun die Thür auf, und es trat herein — niemand anders, als Henriette Gerhard, unsres Schönhofs fast für verloren gehaltene Geliebte. — Wer soll das Erstaunen unsers Sachwalters — sein Entzücken, seine ganzen Gemüthsbewegungen, — wer soll das alles beschreiben? — wer soll Henriettens Ueberraschung — ihre Empfindungen — denn sie hatte ihn sobald noch nicht erwartet — schildern? — mir ists nicht möglich; man setze sich an ihre Stelle,

 und

und denke sich ihre Lage! — Ha! — schrie Schönhof, — meine Henriette! — bin ich bezaubert? — und er flog in ihre Arme. Sie eilte ihm entgegen, und fiel an seinem Busen beynahe in Ohnmacht. —

„Mein Schönhof! — meine Henriette! — Ach! meine Liebe! hab' ich dich? — oder ists ein Traum? — bist du mein — nun ewig mein? — Ach! ich kann sie nicht fassen, diese Freude! sie drückt mich zu Boden.„ —

Diese Ausrufungen wechselten unaufhörlich mit den feurigsten Umarmungen, und paarten sich mit den glühendsten Küssen, — es war eine so zärtliche, entzückende Scene, daß der Verächter der Liebe selbst, — wenn es anders dergleichen giebt, — davon würde hingerissen worden seyn und bekannt haben, die Welt könne nichts herrlicheres aufweisen, als die Gruppe, wenn zwey edle Seelen im heftigsten Gefühl ihrer Liebe einander am Busen sinken. — Nachdem sie nun beyde von den ersten Aufwallungen ihrer Freude wieder ein wenig zu sich selber gekommen waren, standen sie so vor einander, ihre Arme

um

um sich geschlungen, blickten sich mit dem Ausdruck der größten Zärtlichkeit an, und Thränen der Wonne quollen aus ihren Augen.

O! Schönhof!„

sagte Henriette mit unbeschreiblicher Rührung,

„du vergiebst mir doch? ach! du bist der größte, der edelste der Menschen. Stolz bin ich auf deine Liebe, als ob mich ein Gott liebte, — stolzer auf deinen Besitz, als die Engel im Himmel auf ihre Seligkeit! — Ach! vergieb mir, daß ich dich so lange hintergangen habe!„

„Ich dir vergeben?

antwortete Schönhof, indem er sie von neuen an seine Brust drückte, so fest, als ob er sie erdrücken wollte.

„Ach Henriette! ist diese Stunde des Wiedersehens nicht weit über alles erhaben, was man menschliche Seligkeit nennt? — ich fühle mich an deinem

Herzen glücklicher, als ein Gott; und wir sollten noch von Vergebung sprechen? Liebenswürdiger Engel! — du bist meine Welt und mein Himmel! — laß uns leben! laß uns sterben mit einander!„

„O! das wollen wir, Schönhof!„

erwiederte Henriette mit großer namenloser Bewegung, seine Hand an ihren Mund führend,

„die Zeit der Prüfung ist vorüber, — nun soll uns nichts mehr trennen. Diese Hand — die schon so viel Gutes that — führe mich schwaches Mädchen durch diese Welt, und geleite mich in die Ewigkeit! — Großer Gott!„ —

fuhr sie fort mit empor gehobenen Augen,

„höre die Wiederholung meines Schwures! — wenn ich je aufhöre, diesen Mann zu lieben und zu verehren, so weiche deine Barmherzigkeit von mir in meiner Todesstunde!„ —

Schön-

Schönhof zerfloß fast in Thränen über die Zärtlichkeit seiner Geliebten, er konnte gar nicht aufhören, sie in seinen Armen zu halten, und ihr die Versicherungen seiner Liebe und seiner Treue zu wiederholen.

Henriettens Mutter und Schwester kamen indeß auch nach Hause, und trafen unser glückseliges Paar noch im völligen Ausbruch ihrer Zärtlichkeiten an. Nun gieng das Umarmen, das Freude-Ausdrücken, das Danken, das Versichern ewiger Hochachtung und Liebe von neuem an. Wir übergehen aber diese Scenen alle, um dem Ende unsrer Geschichte näher zu kommen, und überlassen es dem Leser selbst, sich den glücklichen Schönhof im Zirkel einer Familie zu denken, deren Werkzeug der Glückseligkeit niemand anders, als er selbst war. —

Die Mutter unsrer Henriette wußte schon lange um das Verhältniß zwischen ihrer Tochter und unserm Schönhof, und sie war mit dieser darüber einig, ihm nicht eher die wahren Umstände derselben wissen zu lassen, bis ihre Angelegenheiten völlig in Ordnung wären. Itzt aber befriedigte Henriet-

te das Verlangen unsres Helden, zu wissen, wie sie aus seiner Geliebten, unter einem ganz andern Namen, auf einmal auch seine Verwandtin geworden sey, durch folgende Erklärung:

„So bald Sie, mein lieber Schönhof!„

sagte sie,

„mir in Merseburg auf der Redoute Ihren Namen und Ihre Familie nennten, fuhr mir im Augenblick der Gedanke durch den Kopf, mein'en wahren Namen und meine Umstände einige Zeit vor Ihnen zu verbergen, um Sie zu prüfen, ob Sie mir mit Ihrer Liebe auch als einem armen Mädchen treu bleiben würden? ich gab mir also den Zunamen Gerhard, unterrichtete meine Tante von meinem Plane, und niemand hat mich in Dreßden unter einem andern Namen gekannt. Eben aber war ich im Begriff, mich Ihnen ganz zu entdecken, weil ich Ihre Treue hinlänglich geprüfet hatte, als ich die Nachricht von dem Tode meines Vaters

ters und von Ihrer großmüthigen Handlung an uns vernahm. Dieß bewegte mich, die Entdeckung noch bis zur Entwickelung unsrer Umstände aufzuschieben, und Sie alsdenn damit noch mehr zu überraschen. Ich reiste also in Dreßden ab, und ließ Ihnen den Brief zurück, den Sie von meiner Tante erhalten haben. Auch hier haben Sie meinen Willen auf das genaueste befolgt; und ich verehre Ihre Unterwerfung mit demjenigen Gefühl der Dankbarkeit, womit ich, als Ihre künftige Gattin, mich auch Ihrem Willen in allen Stücken unterwerfen werde. —

Henriette genoß also das gewiß nicht geringe Vergnügen, einen Liebhaber zu besitzen, der sie auch in ihrer Armuth geliebt hatte, der ihr in allen Versuchungen treu, und selbst bey ihrem anscheinenden Eigensinn in seiner Liebe standhaft geblieben war. Diese Treue konnte sie nun mit Wucher vergelten, und — selbst durch die ansehnlichsten Glücksgüter belohnen. Wie beneidenswerth war das

Glück

Glück unsers Sachwalters! — der Lohn seiner Rechtschaffenheit folgte ihm auf dem Fuße nach, und sein edles Herz erreichte die höchste Stufe irrdischer Seligkeit in dem Besitz eines guten und schönen Weibes.

Jedoch bey all' dieser glücklichen Wendung seines Schicksals vergaß Schönhof nicht, auch den Vergleich mit seinen Vettern zu stiften. Er gieng selbst zu ihnen, bot ihnen seine Freundschaft und seine Unterstützung an, und nahm diese Leute so sehr für sich ein, daß sie sich in allem seinem Willen unterwarfen, und ihm das Unrecht mit Thränen abbaten, das sie durch ihren hartnäckigen Rechtshandel an ihren Verwandtinnen begangen hatten. Sie versprachen Besserung und eine ordentliche Lebensart zu führen, sobald sie nur im Stande seyn würden, in der Welt wieder etwas anzufangen. Söchnhof führte hierauf die drey jungen Vettern in dem Hause seiner Schwiegermutter ein, und stiftete eine ewige Versöhnung zwischen beyden Familien. Die beyden ältern Schönhofe bekamen aus dem Vermögen des Onkels eine ansehnliche Summe Geldes,

womit

womit sie einen Kornhandel anfangen konnten, worinn sie auch in der Folge durch Fleiß und Thätigkeit große Fortschritte machten. Der Jüngste hingegen, der ein liebenswürdiger junger Mensch, voll gründlicher Wissenschaften, und blos von seinen Brüdern verführt worden war, bekam die liebenswürdige Karoline zu seiner Gattinn, und ergriff nach dem ruhmvollen Beyspiel seines würdigen Schwagers und Vetters das Amt eines Sachwalters, das er auch noch itzt in Nordhausen mit vielem Ruhm verwaltet. Die beyden Hochzeiten geschahen an einem Tage, wo diese Familie gleichsam das Fest einer allgemeinen Versöhnung feyerte, und eine allgemeine Glückseligkeit ihrer Herzen unter sich befestigte.

Alle Anwesenden nahmen den wärmsten Antheil an dieser Familienfreude, und jedermann verehrte unsern Schönhof als den Schöpfer dieser Glückseligkeit, welche sich noch bis auf die spätesten Nachkommen erstrecken mußte. Wahre Größe der Seele äußert sich nur in der ruhevollen Genügsamkeit mit sich selbst und seinen Handlungen;

und

und diese Genügsamkeit genoß Schönhof itzt im höchsten Grade, und wird sie auch denn noch genießen, wenn an jenem allgemeinen Weltgerichte der große Beherrscher des ganzen Weltalls ihm das Lob und den Lohn eines gerechten Richters und eines gerechten Sachwalters geben wird.

Der

Der
gerettete Selbstmörder.

Achte Scene.

In der bekannten großen Handelsstadt Frankfurt am Mayn befand sich ein junger Kaufmann, mit Namen Leonhardi. Er hatte kaum das ein und zwanzigste Jahr seines Alters erreichet, als sein Vater starb, und ihn zum einzigen Erben einer ziemlich ansehnlichen Handlung hinterließ. Dieser junge Mensch übernahm also die damit verbundenen wichtigen Geschäfte in einem Alter, wo selten der Jüngling die Kräfte des Mannes besitzt, die zu dergleichen ausgebreiteten Handlungsgeschäften erfordert werden. Dennoch aber verwaltete anfänglich unser Leonhardi diese seine Handlung und seine Geschäfte mit einem Fleiße und mit einer Ausdaurung, wie man sie von seinem Alter nimmermehr erwartet hätte. Alles gieng ihm glücklich von statten, bis zu einem Zeitpunkte, wo

sein Fleiß an der Klippe der Liebe scheiterte, und seine Ordnung in den feilen Umarmungen einer Buhlerin ihr Grab fand.

Um desto besser einzusehen, wie wahr der Grundsatz ist, daß die Handlungen des Menschen fast größtentheils schon in seinem Karakter liegen, oder doch wenigstens Temperament und Neigungen viel zur Ausůbung derselben beytragen: so wollen wir vor allen Dingen unsern Lesern das Gemålde des jungen Kaufmanns hier entwerfen. Wer sich auf Physiognomik verstehet, wird alsdenn auch in seiner åußerlichen Figur Fingerzeige zur Beurtheilung seiner Seeleneigenschaften finden. Leonhardi war sehr lang von Person, etwas hager, aber sonst sehr wohl gewachsen. Seine Miene schien etwas finster zu seyn, und das Ganze seiner Physiognomie drůckte viel Melancholie und heftige Leidenschaften aus. Er hatte große schwarze Augen und schwarzes Haar. Seine Gesichtsfarbe war etwas blaß und bråunlich, — die Haut ziemlich stark von Blattern zerrissen. Sein Gang nåherte sich dem Anstande eines Stolzen, und drůckte ungemein viel

Ernst und Gravität aus. Seine Hauptleidenschaften waren Ehrgeiz und Liebe, und beyde hatten so viel Gewalt über ihn, daß nichts in der Welt vermögend war, der Flüth dieser Leidenschaften, wenn sie ausbrach, einen Damm entgegen zu setzen. Dabey besaß er ein cholerischmelancholisches Temperament. Alle seine Handlungen belebte ein gewisses Feuer, eine gewisse Thätigkeit, die sich durch nichts in ihrem Laufe aufhalten ließ. Schnell entschlossen zu einer Sache, suchte er sie auch mit eben so vieler Schnelligkeit auszuführen. Sonst aber war er überaus gutherzig und edel. Er that keinem Menschen wehe, und Ungerechtigkeiten und Bedrückungen haßte er bis auf den Tod. Nie konnte man ihn mehr beleidigen, als wenn man ihn im Verdacht einer niederträchtigen Bevortheilung oder irgend einer andern unedlen Regung des Herzens hatte. Deswegen war er auch überaus freygebig, und großmüthig in seinem Aufwande. Er liebte die Pracht, und jede Art von Armseligkeit war ihm ganz unausstehlich.

Ein Jahr war ungefehr verflossen, nachdem unser junger **Leonhardi** die Handlung

seines Vaters übernommen hatte, und bisher wußte der Neid selbst an seiner Verwaltung derselben nichts auszusetzen. Nunmehr gieng aber auch seine Sorge dahin, sich nach einer Gefährtin seines Lebens umzusehen. Da er nicht nöthig hatte, auf Reichthum bey seiner Heurath zu sehen, so beschloß er, eine Person nach seinem Herzen zu wählen, sie möge reich oder arm seyn. Er hielt viel auf körperliche Schönheit, und Vorzüge des Geistes, und da bildete er sich denn zu seiner künftigen Gattin eben keine Venus, oder eine Minerva — aber doch wenigstens eine Person von nicht gemeinem Ansehen, und Verstande.

Unter allen jungen Frauenzimmern seiner Bekanntschaft entsprach nun seinem Ideal keines besser, als Juliane Bellingshofen, die einzige Tochter eines reichen Kaufmanns in Bremen. Er hatte sie in dem Hause ihres Vaters kennen lernen, bey welchem er einst in Handlungsgeschäften zu thun hatte. Sobald er Julianen sah, und nur einige Worte mit ihr gesprochen hatte, war auch sein Herz schon von ihr gefangen, und

und von der Minute an, setzte er sich vor, Anwerbung um sie zu thun. Da er sich auf dieser Reise zwey Tage in dem Hause ihres Vaters aufhalten mußte, so fand er Gelegenheit genug, sich näher mit Julianen bekannt zu machen. Er wurde in der That so sehr in sie verliebt, daß er in seinem Herzen schwur, entweder dieses Mädchen zu seiner Gattin zu machen, oder niemals zu heurathen. Blos ihre liebenswürdige Person, und eine gewisse Art von geheimer Sympathie, die aller äusserlichen Hindernisse ohngeachtet, oft Wunder in der Liebe thut, fesselte sein Herz an diese Schöne. Ihr Reichthum kam bey ihm so wenig in Betrachtung, daß er sie unter tausenden gewählt hätte, und wenn sie auf dem Waysenhause wäre erzogen worden.

Und in der That war es auch gar nicht zu läugnen, daß Juliane vor vielen ihres gleichen, unendliche Vorzüge besaß, ob man sie gleich auch von einigen beträchtlichen Fehlern des Karakters nicht frey sprechen konnte, von Fehlern, welche gar bald der Grund zu dem Verderben unsres jungen Kaufmanns

wurden. Ihre Figur rechtfertigte den Geschmack eines jeden, dem sie gefiel; und sie gefiel würklich fast allgemein. Sie war von mittler Größe, schlank, ohne hager, und völlig, ohne dick zu seyn, und ganz ungemein schön gebaut. Ihre Physiognomie hätte man eine wahre Heuchlerin nennen können: denn sie drückte nur das edle, sanfte, und schöne ihres Karakters aus, ohne daß man aus ihr, die Fehler, welche sie würklich besaß, nur geahndet hätte.

Ihrem Lächeln und ihrer Sprache hatte die Natur gleichsam die Kraft eines Talismans verliehen, womit sie alles an sich zaubern, alle Herzen an sich fesseln konnte, sobald sie nur wollte. Dem Silbermonde in seinem hellesten Glanze, glich die Weiße ihrer Haut, dem Karmin, die Röthe ihrer Lippen, dem klaren Mittagshimmel, die Bläue ihrer Augen, und der ausgesuchtesten aschfarbnen Seide, die Farbe und die Weichheit ihres Haars. Dabey schien sie eine gewisse Heiterkeit des Gemüths zu besitzen, die über ihre ganze Person einen unbeschreiblichen Reiz verbreitete.

So viel Schönheiten — wie hätten sie unsern Jüngling nicht zu ihrem Sclaven machen sollen? — er ward es, und zwar — weil er, als ein Verliebter, nur Julianens Reize sah, ohne ihre Fehler zu bemerken, oder bemerken zu wollen. Denn einer ihrer Hauptfehler war der Stolz auf ihre Schönheit, und auf ihren Reichthum. Und wie konnte es auch anders seyn? sie wurde von jedermann beynahe vergöttert, man schrie sie in der ganzen Gegend, als einen Engel aus, man träumte sie eines Grafen, oder wohl gar eines Prinzen werth; war es ein Wunder, wenn die weibliche Eitelkeit hier gereitzt wurde, und in Stolz ausartete? — zu diesem Stolze gesellte sich noch eine gewisse Art von Eigensinn, der in ihrer Erziehung, seinen Grund hatte. Ihre Eltern hatten sie als ihr einziges Kind beynahe von der Wiege an verzärtelt; sie hatte von jeher uneingeschränkt ihren eigenen Willen gehabt, und ungehindert hatte sie ihren Launen folgen können; was Wunder, daß sie vor Eigensinn oft selbst nicht wußte, was sie wollte? — mit diesen beyden auffallenden Fehlern verband sie überdieß noch eine gewisse Art

von Pruderie, wodurch sie sich, ihrer sonstigen Reize ungeachtet, oft ganz unausstehlich machte. Oft konnte man aus ihr gar nicht klug werden; und wenn sie für gut fand, einer ihrer Launen den Zügel schießen zu lassen, so stand sie einem oft nicht mit zwey Worten zu Rede. Nichts desto weniger aber besaß sie im Grunde, ein edles, gutes, sanftes Herz — ein Herz, das in gewissen Stunden, wenn sie ihre Launen vergaß — würklich angebetet zu werden verdiente. Herzhaft, entschlossen, standhaft, unbeweglich — das waren Züge ihres Karakters, welche sie weit über die gewöhnliche Schwächen des weiblichen Geschlechts erhoben. Und so war denn also das Mädchen beschaffen, bey welcher unser cholerischer Leonhardi sein Glück zu suchen beschloß. So unaussprechlich verliebt in sie, daß er auf keiner Stelle weder Ruhe noch Rast, ohne ihre Gegenwart fand, eilte er, sobald er nur konnte, seine Anwerbung um sie zu thun. Er reisete nach Bremen, fand Gelegenheit, seine Geliebte allein zu sprechen, und trug ihr ohne Umstände, sein Herz, und seine Hand an. Juliane hingegen nahm

seinen Antrag ziemlich kaltsinnig auf; sie gab ihm aber doch keine gänzliche abschlägliche Antwort, sondern verwieß ihn an ihre Eltern, weil — ihrem Vorgeben nach — ihre Entschließung in Heurathssachen ganz von dem Willen ihrer Eltern abhienge. Leonhardin gefiel zwar diese kaltsinnige, zeremoniöse Antwort gar nicht; wenigstens durfte er sich daraus eben nicht schmeicheln, daß Julianens Herz so warm für ihn schlage, als das seinige für sie: denn außerdem würde sie ihm doch wenigstens ihre eigene Erklärung bestimmter gegeben haben. Aber dennoch ließ er seine Hofnung noch nicht sinken, und dieß machte ihn geneigt, die Antwort seiner Geliebten blos auf Rechnung ihres Verhältnisses mit ihren Eltern zu schreiben. Sonach wandte er sich denn an den alten Bellingshofen und wiederholte seinen Antrag. Hier bekam er zur Antwort, die Anwerbung eines jungen Mannes, wie er sey, gereiche zwar seinem Hause zur Ehre, und eine Parthie mit ihm sey für seine Tochter in jeder Betrachtung vortheilhaft, und annehmenswerth. Aber dennoch habe er sich den Grundsatz gemacht, Julianen zu

keiner Parthie zu überreden, und am wenigsten zu zwingen; man müsse es also auf ihre Entschließung ankommen lassen.

Juliane wurde hierauf von ihren Eltern darüber befragt, sie erklärte sich aber sehr unbestimmt, und untheilnehmend; — kurz es kam nach einigen Berathschlagungen nicht weiter, als daß man sich einige Wöchen Bedenkzeit ausbat, und unserm Leonhardi selbst wieder Nachricht davon zu geben versprach.

So wenig fruchtbares nun diese Resolution für die feurige Liebe unsers jungen Kaufmanns enthielt: — denn wozu war auch im Grunde eine Bedenkzeit nöthig, wenn man ihn nicht ganz abweisen wollte, da Julianen und ihren Eltern, seine Person, sein Karakter, und seine Vermögensumstände, schon hinlänglich bekannt waren? — so täuschte er sich doch nichts destoweniger mit der leeren Hofnung — wie man denn das immer zu hoffen so sehr geneigt ist, was man so herzlich wünscht — daß die Bedenkzeit zu seinem Vortheil ablaufen werde. Er

reißte

reißte nach Hause, war aber die ganze Zeit über, während derselben sein Schicksal unentschieden auf der Waage lag, zu nichts in der Welt fähig. Eine immerwährende Unruhe, und Bangigkeit quälte ihn, und machte ihn zu allen Geschäften untüchtig.

Endlich, nach manchem bangen, und sehnsuchtsvollen Harren, langte ein Brief von Bellingshofen bey unserm Leonhardi an, worinn er, wie allerdings voraus zu sehen war, — gänzlich abschlägliche Antwort erhielt, und zwar unter dem Vorwande, daß Juliane noch zu jung zum Heurathen sey, und noch nicht die mindeste Neigung zum Ehestande bey sich verspüre. —

Man kann sich leicht vorstellen, daß diese abschlägliche Antwort, unsern jungen Kaufmann nicht wenig entsetzte. Wie vom Bliz gerührt, stand er einige Minuten da, ohne sich zu besinnen. Dann warf er den niederschmetternden Brief vor sich nieder, und rufte aus:

„Gott stehe mir bey! ich bin verlohren.„ —

Er gieng mit Heftigkeit im Zimmer auf und nieder, schlug sich einigemal vor die Stirn, und Thränen des tiefsten Schmerzes, und der Verzweiflung drangen aus seinen Augen.

Ein andrer Kaufmann, und Freund von ihm, befand sich gerade zugegen, als Leonhardin diese traurige Bothschaft überfiel. Dieser Freund ahndete nichts weniger, als den wahren Innhalt des Briefs. Denn er wußte nichts von Leonhardis Liebe. Vielmehr vermuthete er, es habe irgend einer seiner auswärtigen Handlungs-Freunde Banquerout gemacht, und dieß möchte etwan auch Leonhardis Verderben nach sich ziehen. In dieser Meinung rufte er seinem Freunde zu:

„Wer ist der Betrüger, Bruder?„

„Mein eigenes Herz,

antwortete Leonhardi,

„alles konnte mir begegnen, und ich blieb ungerührt — nur dieses nicht!

ich

ich bin verloren. Hier! lies! und bejammere mich!„ —

Bey diesen Worten warf er jenem den Brief zu. Leuenroth — so hieß der Kaufmann — las — zu seinem nicht geringen Vergnügen, daß das Unglück seines Freundes, in nichts wichtigerm, als in einem Korbe bestand. Er fieng an zu lachen, und sagte:

„Dacht' ich doch Wunder, was es wäre! du bist ein Narr! — wer wird sich denn aus einem Korbe was machen? — geh! such dir ein anderes Mädchen! vielleicht bist du glücklicher!„

„Ich kann ohne Julianen nicht leben,

antwortete Leonhardi,

und wenn ich sie nicht bekomme, so bin ich verloren — du wirst es erfahren — in jeder Betrachtung verloren.„

„Nun

„ Nun so setze noch einmal an!

versetzte Leuenroth,

kein Baum fällt auf den ersten Hieb.„

Diesen Rath befolgte der verliebte Leonhardi ohne Verzug; er setzte sich hin, und schrieb folgenden Brief an Julianen.

Meine Geliebte!

„Denn Sie zu lieben, soll mir weder Tod noch Hölle verbieten. Sie verschmähen mein Herz, und meine Hand, und Sie bringen mich dadurch zur Verzweiflung. Mein Untergang — das weiß ich, so wahr Gott über mir lebt — ist die unvermeidliche Folge Ihrer Verachtung. Doch — ehe ich ganz Hofnungslos hinab sinke in die Tiefe meines Verderbens — wage ich's noch einmal Sie um Mitleid, und Liebe anzuflehen. Können Sie mich denn gar nicht glücklich machen? — Haben Sie Ihr Herz schon versagt? — o! nehmen Sie die abschlägliche Antwort zurück, womit Sie meine arme Seele so sehr gebeugt haben! —

Ich

Ich verliere alles — meine Ruhe — mein Glück — mein Leben, in Ihnen; ich liebe Sie — bis zum Wahnsinn

Ihr

unglücklicher

Leonhardi.

Diesen Brief sandte der junge Verliebte an Julianens Vater, und bat auch diesen noch einmal in den beweglichsten Ausdrücken, ihm seine Tochter nicht zu versagen. Auch machte der Gemüths-Zustand unsres Helden, in der That einigen Eindruck auf das Herz seiner Geliebten; aber — dennoch blieb sie bey ihrem ersten Entschluß, und Leonhardi bekam zum zweytenmal abschlägliche Antwort.

Man kann eben nicht behaupten, daß Juliane ganz gleichgültig gegen die Verdienste ihres Liebhabers gewesen wäre. Denn würklich empfand sie ungemein viel Hochachtung für ihn, und — wie die Folge erwieß — war auch ihr Herz, an Liebe zu ihm, nichts weniger als leer. Nur daß eine an-

dere Leidenschaft damals ihr zärtliches Herz gegen ihn verhärtete, und die Empfindungen der Liebe, die oft sehr laut darinnen ansprachen, unterdrückte. Diese Leidenschaft war nun — die Wahrheit zu sagen — keine andre, als der Hochmuth, der durch Erziehung, und Schmeicheley, so viel Gewalt über sie erlangt hatte. Leonhardis Stand war ihr zu gering: denn, ob sie gleich selbst nur die Tochter eines Kaufmanns war, so reitzte dennoch der Glanz eines hohen Standes, ihre weibliche Eitelkeit so sehr, daß sie den Gedanken, die Gemahlin eines Mannes vom hohen Range zu werden, ohne Entzücken gar nicht denken konnte. Von selbst wäre sie vielleicht nie auf dergleichen abgeschmackte Einfälle gerathen; hätten sich nicht niederträchtige Liebhaber, und Stutzer, vom adelichen Stande gefunden, die ihr Herz, durch Schmeicheleyen, und thörigte Vorspiegelungen von großen Partheien und glänzenden Eroberungen verdarben. Diese Gecken, die unter dem Schein der Huldigung ihrer Verdienste, nur ihrem eigenen Küzel schmeichelten, und sie im Grunde zum Narren hatten, machten das

gute

gute Mädchen so verwirrt, und eitel, daß man es in der That der Schwachheit der weiblichen Seele überhaupt zu gute halten muß, wenn Juliane, um lächerlicher Träume von Größe willen, die gute Parthie mit unserm Leonhardi ausschlug, und aus Stolz alle Keime der Liebe zu ihm, in ihrem Herzen erstickte. Was ihre Eltern anbetrift, so hatten diese bey dem Heyraths-Unterhandlungen ihrer Tochter, so viel, als gar keine Stimme: denn Juliane herrschte viel zu sehr über ihren Willen, und ihre Herzen, daß sie sich so gar nicht einmal getrauten, ihr hierinn nur den geringsten Zwang anzuthun. Wenn sie also auch würklich von einer Parthie mit Leonhardin, nicht abgeneigt waren, — wie es sich denn in der That so befand, — so konnten sie doch, unter diesen Umständen, mit dem besten Willen von der Welt, für den unglücklichen Liebhaber weiter nichts thun.

Jedoch wieder zu ihm, den Verschmähten zurück zu kehren, so besaß er ein viel zu warmes Blut, als daß er sich über Julianens Verlust hätte zufrieden geben können.

Er liebte sie würklich mit einer Leidenschaft, welche sehr traurige Folgen hervor bringen kann, wenn sie mit Verachtung, wie hier der Fall war, vergolten wird. Sich nach Leuenroths Rath sogleich ein andres Mädchen zu suchen, und in deren Armen sich über den Verlust einer verlornen Geliebten zu trösten; ist zwar der Gang der Leidenschaft bey gewöhnlichen Menschen; aber in Leonhardis Herzen und Temperamente lag dieser Leichtsinn gar nicht, wiewohl am Ende auch bey ihm, seine Bekümmerung — zu seinem Verderben — noch diesen Ausgang nahm. Seine Seele fiel vielmehr anfänglich, in eine gewisse Art von Trübsinn, und Schwermuth, die ihm alle seine Geschäfte vereckelten. Er gieng beständig in tiefen Gedanken umher, that auf der Gottes Welt weiter nichts, als daß er seiner schwermüthigen Laune nachhieng, und vermied allen menschlichen Umgang, und alle Gesellschaft. So trieb er es eine ziemliche Zeit hin, während derselben er seine Handlungs-Geschäfte, den Dienern überließ, und schon dadurch den Grund zu seinem nachmaligen Umsturz legte.

Inzwischen hatte er zwey Freunde, die ziemlich reich waren, aber die freye Lebensart, und die rauschenden Vergnügungen liebten. Der eine war der schon oben gedachte Leuenroth, und der andere hieß Schulz — ebenfalls ein junger Kaufmann. Diese beyden lockeren Jünglinge — denn diesen Beynamen verdienten sie nicht mit Unrecht — beschlossen nun, unsern Leonhardi — wie sie es nennten — zu bekehren, und ihn wieder zu einem vernünftigen Menschen zu machen. Der Vorsatz verdiente alles Lob; nur die Art der Ausführung desselben war gerade das Mittel, den unglücklichen Schwärmer noch tiefer zu stürzen. Denn sie sezten sich vor, ihn zum Gefährten ihrer Ausschweifungen zu machen, und ihn dadurch zu zerstreuen.

In dieser Absicht giengen sie beyde eines Abends zu Leonhardin; sie fanden ihn, in seinem Zimmer, ausgestreckt auf dem Sopha liegen — fast ohne richtige Besonnenheit. So leicht war es nun eben gar nicht, ihn aus seiner trübseligen Einsamkeit herauszubringen; aber auf vieles dringendes Bitten

seiner Freunde, ließ er sich doch endlich bewegen, mit ihnen zu gehen. Sie führten ihn in eine öffentliche Gesellschaft, wo gespielt, und tüchtig getrunken wurde. Man trank Leonhardin so stark zu, daß er mit völligem Rausche nach Hause gieng. Den andern Tag kamen die Zechbrüder wieder, und hatten schon weniger Mühe, ihn mit fort zu bringen. In der Folge brauchte es endlich gar keiner Ueberredungen mehr. Er fand von selbst Behagen an dieser Lebensart: denn sie zerstreute in der That seine Melancholie; und ihm dünkte, daß er auf diese Weise, seines Lebens, das ihm Juliane so sehr verbittert hatte, noch am besten geniessen könnte. Aus einer Art von Verzweiflung ergab er sich einem Lebenswandel, der ihn geradezu, an den Rand seines Verderbens führte. Er fieng an, großen Aufwand zu machen, hielt selbst Spiel- und Trink-Gesellschaften, und verschwendete die ansehnlichsten Summen. Seine Zechbrüder huldigten seiner Ehrbegierde, indem sie ihn anders nicht, als den König ihrer Vergnügungen nennten; und dieß behagte ihm ungemein wohl.

Jemehr er aber dieser seiner ausschweifenden Lebensart nachhieng, destomehr zerrüttete er auch dadurch seine Handlung: denn nicht genug, daß die ansehnlichen Summen, die er dabey verschwendete, beym Handel verloren giengen, so litten auch dadurch seine Geschäfte nicht wenig, daß er sich selbst um nichts bekümmerte, sondern sein ganzes Handlungswesen seinen Dienern überließ. Und dennoch hätte ihn vielleicht dieß alles noch nicht gestürtzt, wenn er nicht endlich auch noch die Thorheit begangen hätte, sich an eine liederliche Frauensperson zu hängen, die seinen Fall beschleunigte.

Diese seine unwürdige Donna, war Madam Buglioni, eine italienische Operistin von einer herumziehenden Truppe, welche just um dieselbe Zeit nach Frankfurt kam. Ein äusserst wollüstiges verschwenderisches Weib war diese Theaterprinzessin, ob man ihr gleich das nicht absprechen konnte, daß sie viel verführerische Reize besaß. Sie war von mittler Größe, etwas stark gebaut, und sehr fleischigt. Mit ihren großen schwarzen

feurigen Augen wußte sie die Herzen der Männer ganz für sich zu entzünden, und mit ihrem vollen weissen Busen, auf welchem ein Duzend Liebesgötter einen Reihentanz zu halten Platz genug hatten, hätte sie die Triebe der Sinnlichkeit auch aus ihrem Grabe herausgezaubert. Sie sang dabey ganz vortreflich, und verstand die Kunst vollkommen, die Bühne zum Schauplaz ihrer Eroberungen zu machen.

Unser Leonhardi wurde ihr von einem ihrer Freunde, als ein Mann, dem es an einer Liebschaft fehle, und bey welchem etwas zu erholen sey, vorgeschlagen. Ihr war solch ein Mann ein sehr gesunder Bissen. Sie machte also Jagd auf ihn, und da es bey seiner ausschweifenden Lebensart nicht schwer war, ihn in Gesellschaften zu treffen, so fand sie bald Gelegenheit, ihn auf das Korn ihrer Buhlerkünste zu fassen. Welcher junge Mann, der nur einiges Feuer in seinen Adern fühlt, wird den Zauberkünsten einer erfahrnen Kokette widerstehen können, wenn sie es selbst drauf anlegt, ihn in ihre Fesseln zu schmieden? — Ueberdieß lebte

unser Leonhardi izt in einer Lage, wo er nach allem geizte, was ihm nur irgend Vergnügen machen, und seine Liebe, zu der undankbaren Juliane, die er bey allem Rausche seiner Zerstreuungen noch immer nicht ganz los werden konnte, aus seinem Herzen verdrängen mußte. Ohne Gefühl der Sinnlichkeit — welche die Wahrheit zu sagen viel zu seiner heftigen Leidenschaft für die schöne Juliane beytragen mußte — war er auch nicht. Was Wunder, daß er von der wollüstigen Koketterie der Buglioni entzündet, und von ihren Reizen geblendet, blindlings in die ihm gelegte Falle hinein fiel, und dieser Buhlerin, ihren Sieg, durch seine Willfährigkeit noch gar erleichterte? — kurz, er wurde ihr erklärter Liebhaber. Was die Befriedigung der Sinnlichkeit anbelangt, da fand er seine Rechnung vollkommen bey ihr: denn das mußte man ihr lassen, sie war nicht karg mit ihren Reizen, und Venus konnte wohl selbst ihrem Adonis den Becher der Wollust nicht mit so vielem Nectar anfüllen, als Madam Buglioni, ihrem Liebhaber zu thun pflegte. Aber auch seine Ruhe, und seine zeitliche

Wohlfahrt fanden in den Umarmungen dieser Zauberin völlig ihr Grab. Inzwischen wiegten ihn doch die Wollüste, welcher er sich in den Armen seiner Buhlerin ergab, eine Zeitlang so tief in den Schlummer der Sinnlichkeit hinein, daß er, an Leib und Seele davon berauscht, sein ganzes trauriges Schicksal der Liebe vergaß, und sich, über allen Ausdruck, glücklich träumte.

Die natürliche Folge davon war keine andre, als daß die ungeheuren Geld-Summen, um welche ihm Madam Buglioni, ihre Umarmungen verkaufte, und die Verschwendungen, wozu sie ihn verleitete, seinen Handlungs- und Vermögens-Zustand so sehr entnervten, daß er bald bis über die Ohren in Schulden saß, und allen Handlungskredit verlor. Sein rechtschaffener Buchhalter, dessen unermüdeter Fleiß seine Handlung trotz seinen unermeßlichen Verschwendungen, bisher noch immer aufrecht erhalten hatte, war nicht mehr im Stande, das Ungewitter, das über dem Haupte des unglücklichen Leonhardis schwebte, abzuhalten. Dieser redliche Mann nahm sich

zwar oft die Freyheit, seinem Herrn deswegen die ernstlichsten, und beweglichsten Vorstellungen zu thun. Aber Leonhardi gab zur Antwort:

„Ich weiß, daß ich verloren bin. Die Liebe hat mich unglücklich gemacht, lassen Sie es gehen! ich werde mein Falliment nicht überleben.„ —

Dem edlen Buchhalter giengen die letzten Worte tief durchs Herz, und bald darauf veranlaßten sie ihn zu einer Handlung, die ihm in den Augen jedes rechtschaffenen Mannes ewig Ehre machen wird. Aber ehe wir davon weiter sprechen, müssen wir erstlich sehen, wie es unserm unglücklichen Helden weiter ergieng, und wie er sich dem entsetzlichen Zeitpunkte näherte, wo sein Leben und seine ewige Glückseligkeit in Gefahr stand, ein Raub der Hölle zu werden.

Nach obiger Unterredung mit dem Buchhalter taumelte er noch ungefähr einen Monat lang an den ihm so sanften Fesseln der verderblichen Buglioni hin, ohne über seinen eigentlichen Zustand weiter viel nachzudenken.

ken. Sein Kredit fiel aber immer mehr und mehr. Es fieng ihm an, sehr oft an Gelde zu mangeln; und selbst kein Jude wollte ihm mehr borgen, und wenn er hundert pro cent hätte geben wollen. Seine unwürdige Buhlerin spürte diese Schwindsucht seines Beutels nur zu bald aus; weil er oft nicht im Stande war, die Lustparthieen mit zu machen, die sie in Vorschlag brachte; und dieß bewegte sie denn, ihn nunmehr seiner Rolle zu entlassen. Doch aber konnte sie es nicht anders thun, als ihm vorher noch einen recht niederträchtigen Streich zu spielen.

Sie wußte nämlich, daß Leonhardi noch eine sehr kostbare goldne Uhr mit Brillanten besetzt besaß, und diese suchte sie erst in ihre Gewalt zu bekommen, ehe sie ihn abdankte. Zu dem Ende stellte sie sich einsmals, als sie Leonhardi in eine vornehme Assemblee führen wollte, als ob sie an ihrer eignen Uhr etwas zerbrochen habe, und bat ihn, ihr die seinige auf einige Stunden zu borgen. Sehr gern war er dazu bereit, und er borgte indeß zu seinem eigenen Gebrauch eine ganz schlechte silberne Uhr von

sei-

LB Coburg

seinem Buchhalter. Indem er nun in der Gesellschaft sich mit dem Spiel beschäftigte, schlich sich die Buglioni, mit einem andern Galan, welchen sie Leonhardin substituirte, nach Hause, um diesem neuen Liebhaber, in der folgenden Nacht, für baare Bezahlung das Glück der Schäferstunde zu verstatten. Mit Erstaunen bemerkte Leonhardi ihre Entfernung: denn er hatte es mit ihr verabredet, sie wieder nach Hause zu begleiten. Seine Uhr fiel ihm jedoch den Augenblick ein; und — aus einer Ahndung, sie zu verlieren, eilte er ihr nach in ihre Wohnung. Hier hatte er den Verdruß, von der Kammerjungfer seiner Dame, vor der Thür abgewiesen zu werden, unter dem Vorgeben, Madam sey plötzlich sehr unpaß geworden, und sie habe befohlen, niemanden, wer es auch sey, vor sich zu lassen.

Leonhardi mußte sich also wieder abführen. Er konnte kaum den Morgen abwarten, um seine Geliebte zu besuchen. Aber es wiederfuhr ihm die Kränkung, ebenfalls vor der Thür abgewiesen zu werden, und das Mädchen, das auf der Wache stand,

setzte ausdrücklich hinzu, ihre Madam habe beschlossen, den Herrn Leonhardi gar nicht mehr zu sprechen. Kurz seine Rolle war hier ausgespielt, und die kostbare Uhr war verloren.

Dem guten Leonhardi wurde es nun wohl nicht mehr schwer, einzusehen, daß ihn seine unwürdige Geliebte, völlig aufgegeben, und auf das schändlichste hintergangen hatte. Zur Herausgabe der Uhr hätte er sie wohl durch gerichtliche Hülfe noch anhalten lassen können; aber dazu war er viel zu großmüthig. Er verschmerzte alles gern, und suchte nur seine Zechbrüder wieder auf, um im Taumel des Trunks, sein neues Mißgeschick in der Liebe zu vergessen. Von diesen erfuhr er denn auch, daß seine Stelle bey Madam Buglioni, durch einen Offizier besetzt worden sey, der seine Mutterpfennige, nicht besser, als bey ihr, an Mann zu bringen wisse. —

Um diese Zeit war es, als sich Leonhardis Falliment, und der Ausbruch seines Banquerouts, mit starken Schritten zu nähern anfieng. Der unglückliche Kaufmann

wußte die Lage seiner verfallenen Umstände nur allzugut; sein Ehrgeiz litt dadurch die äusserste Kränkung, und eben dieser Ehrgeiz, der bey seiner ausschweifenden Lebensart seine Rechte über ihn nicht gebrauchte, war es doch, welcher ihm den verzweifelten Entschluß eingab, seinen schimpflichen Banquerout nicht zu überleben, sondern seinem Leben durch eine Kugel, ein Ende zu machen. Denn alles Unglück stürtzte nun auf einmal über ihn herein, worunter besonders dieses mit gehörte, daß sein alter treuer Buchhalter, zu seinem größten Erstaunen, sich plötzlich unsichtbar gemacht hatte.

Unsere Leser würden es wohl schwerlich errathen, in welcher Absicht der Buchhalter sich eigentlich so geschwind entfernt hatte. In keiner andern, als seinen Herrn zu retten, dessen Falliment er über seinem Haupt schweben sah, und dessen schreckliches Lebensende er aus verschiedenen verdächtigen Reden, und Anordnungen seines Herrn, ahndete. Und wodurch suchte er ihn denn zu retten? — Durch niemand anders, als durch Julianen Bellingshofen — seine erste

Glieb-

Geliebte. Dieser redliche Mann, dessen Name Ehrling hieß, wußte es vom Anfange an, daß sein Herr, aus Verzweiflung über seine mißlungene Bewerbung um Julianen, sich jener ausschweifenden Lebensart ergeben hatte, die ihn zu Grunde richtete. Er glaubte daher, daß dieses Mädchen sich von ihm würde bereden lassen, Leonhardin noch zu heyrathen; und denn war er und seine Handlung gerettet, weil der alte Bellingshofen Vermögen genug besaß, dessen Schuldenlast zu tilgen, und seinen Kredit wieder herzustellen.

Ehrling machte sich also ganz in der Stille, und ohne jemanden ein Wort von seinem Vorhaben merken zu lassen, auf die Reise nach Bremen; vorher aber brauchte er doch die Vorsicht, Leonhardis Gläubiger dahin zu überreden, daß sie vor seiner Zurückkunft den unglücklichen Schuldner nicht in gerichtlichen Anspruch nahmen. Und weil denn Ehrling als ein Mann von Wort schon bekannt war, so gestand man ihm diese Nachsicht sehr gerne zu.

Juliane entsetzte sich in der That nicht wenig über Leonhardis trauriges Schicksal, welches ihr der treue Buchhalter mit so rührenden Farben abzuschildern wußte, daß ihm selbst dabey die Thränen in die Augen traten. Der Gedanke, daß sie auch nur auf die entfernteste Weise etwas zu seinen Verirrungen und zu seinem Unglück beygetragen haben konnte, empörte ihre ganze Seele. Sie konnte sich darüber gar nicht zufrieden geben, und sie bereute es mit Thränen, daß sie sein Herz und seine Hand so schnöde von sich gestoßen hatte. Denn nicht zu gedenken, daß sie ihn würklich vom Anfang an liebte, ob sie ihn gleich aus falschem Ehrgeiz von sich gestoßen hatte, so kannte sie auch seine sonstigen Grundsätze und seine Liebe zur Ordnung und Tugend zu gut, als daß sie es nicht hätte glauben sollen, daß nur eine außerordentliche Revolution der Seele jene schreckliche Metamorphose in ihm hervorgebracht habe.

„Aber mein Gott! — bester Mann,„

sagte sie zum Buchhalter,

„was kann ich zu seiner Rettung thun? soll ich einen Mann heurathen, der schon

so tief in den Strudel des Lasters versunken ist?„

E. „Nicht so tief, schöne Juliane! daß ihn ihre Hand nicht herausziehen und ihn wieder zu einem ordentlichen Menschen machen könne.„

J. „Wenn nun auch dem so wäre, kann ich mir vorstellen, daß er mich noch liebt, daß er meiner Liebe noch werth ist, da sein Umgang mit einer Buhlerin sein ganzes Herz verdorben haben kann?„

E. „Nichts von dem allen, Mademoisell! er ist noch derselbe edelmüthige Jüngling. Er liebt Sie gewiß noch; und sein gutes Herz ist Ihrer Liebe werth — ein Herz, das auch der Umgang mit einer Buhlerin nicht hat verunedlen können.„

J. „Recht gut! aber ich muß das alles gewisser wissen, eh' ich etwas für ihn thue. Und um dieß zu erfahren, fährt mir eben ein Einfall durch den Kopf, dessen Ausführung ich zur aus-

drücklichen Bedingung meiner Vermittelung machen muß.„

L. „Es steht alles in Ihrem Gefallen. Nur lassen Sie mich nicht um die Rettung meines unglücklichen Herrn vergebens bitten!„

J. „Getrost, edler Mann! wir wollen sehen, wie weit wir es bringen können. Ich bewundere Ihren Eifer. An dem meinen soll's nicht weniger fehlen. Itzt kommen Sie mit zu meinem Vater! daß wir ihn von unserm Plan unterrichten.„

Der alte Bellingshofen war viel zu sehr davon gerührt, in alles zu willigen, was seine Tochter nur vom weiten zu wünschen schien. Von seiner Seite wurden also nicht die mindesten Schwierigkeiten, gegen Julianens Unternehmen gemacht. Er war um so mehr damit zufrieden, da er immer sehr viel auf Leonhardin gehalten, und nichts sehnlicher, als dessen Verbindung mit seiner Tochter gewünscht hatte. Sonach

trafen sie also allerseits die nöthigen Verabredungen und schritten schleunigst zur Ausführung ihres Plans.

Der redliche Ehrling reißte nach Frankfurt zurück, und hielt sich dort, bey einem Freunde vor Leonhardin verborgen, unterließ aber doch nicht, durch die Bedienten, welche er auf seiner Seite hatte, auf alle Handlungen seines Herrn genau Achtung geben zu lassen, um im Nothfall zu dessen Rettung sogleich bey der Hand zu seyn.

Wenn Frauenzimmer etwas unternehmen, so wird man größtentheils finden, daß sie es auf eine ganz besondere Art thun. So auch unsre Juliane. Sie beschloß, Leonhardin zu retten, aber ihn auch erst zu prüfen, und — ehe sie ihm sein Glück wissen ließe, ihn vorher für seine Vergehungen, ein wenig zu ängstigen. Sonach kleidete sie sich in Mannskleider, reißte nach Frankfurt, nahm einen treuen Bedienten mit, und logirte sich dort, unter dem Namen von Manske, in demselben Gasthofe ein, wo der junge Kaufmann seine Gesellschaften mit seinen Zech- und Spielbrüdern zu halten pfleg-

te. Sie hatte sich durch die Mannskleider, und durch eine Art von braunrother Schminke so unkenntlich gemacht, daß sie ihr Vater selbst unter dieser Masque nicht erkannt haben würde.

Diesem jungen Manske — wie wir Julianen nennen wollen, so lange sie diese Rolle spielt — wurde es nun sehr leicht, mit Leonhardin bekannt zu werden: denn er mischte sich in seine Gesellschaften, und spielte den liederlichen Junker so herrlich, daß sich Leonhardi freute, einen neuen so braven Gefährten seiner Zeitvertreibe gefunden zu haben. Freylich erregte die Bildung, die Sprache und der Ton dieses Fremdlings seine Aufmerksamkeit nicht selten; allerdings stieß ihm oft der Gedanke auf, daß derselbe mit seiner ehemaligen Geliebten ungemein viel ähnliches habe. Ja! er sagte dieß dem jungen Manske oft selbst, und setzte hinzu, er liebe ihn blos darum so sehr, weil in seiner Miene und seiner Bildung so viel Aehnlichkeit mit einem gewissen Frauenzimmer liege, das er ehedem vergöttert habe. Aber dennoch fiel es ihm gar nicht ein, den wahren Stand seines Freundes zu ahnden,

 weil

weil er sich von Julianen gänzlich verlassen glaubte, und nimmermehr vermuthet hätte, daß sie sich seiner so thätig annehmen würde. Inzwischen erinnerte ihn doch diese Aehnlichkeit sehr oft an seine ehemalige Geliebte, und machte, daß er nicht selten mit dem Gefühl eines innern Schmerzes über ihren Verlust, mit Mansken von ihr sprach.

Es war eines Abends, in seinem eigenen Hause, wo er seine Zechbrüder, und darunter auch Mansken tractiret hatte, als dieser der Ausführung seines Plans näher zu rücken begann. Die Gesellschaft war auseinander gegangen, bis auf ihn, den weiblichen Manske. Leonhardi saß still vor sich niedersehend, trübsinnig da, und schien überaus niedergeschlagen; einige Thränen quollen aus seinen Augen.

„Warum auf einmal so melancholisch, Bruder?„

fragte Manske,

L. „Ach lieber Bruder! ich bin ein unglücklicher Mensch!

M. „Du? — und lebst doch alle Tage herrlich und in Freuden?„

L. „Der Schein betrügt. Bald wird dieß herrliche Leben ein Ende nehmen mit Schrecken. Ach! — blos aus Verzweiflung führe ich diese ausschweifende Lebensart.„

M. „Du bestürzest mich, Bruder! was ist dir?„

L. „Ich will dir alles sagen. Es können nicht acht Tage mehr vergehen, so bricht mein Banquerout aus, und ich muß in Schuldthurm.„

M. „Gott! was sagst du mir? kannst du dich nicht retten?„

L. „Und wie? — mein Kredit ist verloren. Wer will für mich bürgen?„

M. „Kannst du dir nicht durch eine Heurath helfen?„

L. „Durch eine Heurath? — nein! ich hab es verschworen zu heurathen.„

M. „Und warum? wenn ich fragen darf.„

L. „Ein Engel vom Weibe verschmähte mich. Ich liebte sie unaussprechlich, ich schwur, sie, oder niemals zu heurathen. Noch liebe ich sie — ohne Grenzen. Aber sie ist ewig für mich verloren, und ich halte, was ich ihr geschworen habe.„

M. „Weiß sie das alles? kennt sie deine Treue?„

L. „Vollkommen!„

M. „Und doch hat sie dich ausgeschlagen?„

L. „Wie einen Jungen abgewiesen.„

M. „Das ist traurig. Ich bedaure dich. Wenn ich dir nur helfen könnte.„

L. „Der Tod soll mir helfen: denn diesen schimpflichen Banquerout zu überleben — das kann ich bey Gott nicht.„

M. „Nun! so stirb wie ein ehrliebender Teutscher!„

L. „Manske! — das kannst du mir rathen? du weicher zärtlicher Jüngling!„

M. „Sterben ist Gewinn, wenn Leben mit Schande verknüpft ist. Vielleicht weiht dir deine grausame Schöne noch eine Thräne der Reue; vielleicht zerfleischt deine Verzweiflung ihr Herz, daß sie zitternd am Busen ihres Erwählten liegt; wenn das süsse Gefühl der Zärtlichkeit sie berauschen sollte; vielleicht wird ihr das Bett der Liebe zum Dornenlager; vielleicht zischen ihr Nattern in die Ohren, wenn sie die Zärtlichkeiten ihres Geliebten zu hören glaubt; — und denn — bist du gerochen.„

L. „Dein Gemälde ist fürchterlich, Bruder! nein! ich wünsch' ihr das nicht. Gott bewahre sie von der Quaal, die sie mir gemacht hat!„

M. „Edel gedacht, Bruder! aber handeln muß ein Mann! vergiß das unwürdige Mädchen!„

L. „Das werd' ich nie, so lange mein Herz noch wallt. Meine Liebe zu ihr soll mich in die Ewigkeit begleiten. Morgen will ich diesem verfluchten Leben ein Ende machen — durch eine Kugel — durch den Strick — oder durch den Mayn.„

M. Pfui Bruder! verliebte Weichlinge erschießen sich; — gefangene Diebe hängen sich; und tiefsinnige alte Weiber stürzen sich in den Fluß. Ein ächter Teutscher nimmt Gift!„ —

L. Manske! dein Engelgesicht ist ein Betrüger! diesen Gedanken gab dir der Teufel ein.„

M. „Wer es sey! — wenn der Gedanke nur gut ist; und das denk' ich doch.„

L. „Vortreflich für einen Verzweifelten, wie ich bin! — und es sey! morgen will ich Gift nehmen.„

M. „Lieber heute, als morgen!„

L. „Erschrecklich! — kannst du meinen Tod nicht erwarten?„

M. „Was hilft das Zaudern?„

L. „Teufel! — wenn ich nur gleich Gift hätte, du solltest sehen, daß ich Muth genug habe, vor deinen Augen zu sterben.„

M. „O ho! wenn's daran fehlt! — hier! da! nimm! Wasser her! — morgen früh bist du in Elysium.„

L. „Oder in der Hölle. Kerl, dergleichen die Welt nicht mehr hat! Gift bey sich zu führen — bey so kaltem Blute — du hast den Teufel! aber — gieb nur her! — ich will mich von dir milchbärtigen Knaben nicht ins Bockshorn jagen lassen.„

M. „Ha! ha! ha! wer glaubt denn das? ein braver Kerl muß beständig Gift bey sich führen, daß man — wenn's jähling der Queer geht in dieser Bubenwelt — schnell entwischen

kann.

kann. Hier! noch eine tüchtige Portion!„ —

Und würklich zog der verstellte Manske, eine Parthie weisser Pulver hervor, wovon er das eine, in ein Glas mit Wasser mischte, und solches Leonhardin zum austrinken hinreichte. Denn Juliane — um uns einmal der rechten Benennung zu bedienen — hatte sich schon seit einigen Tagen auf diesen Fall vorbereitet, und, zu Ausführung ihres Plans einige Pulver zu sich gesteckt, die ein starkes Erbrechen, und eine Schwäche des Magens bewürkten, sonst aber nichts weniger, als Gift waren.

Leonhardi ergrif das Glas, zitterte zwar anfänglich ein wenig, trank aber doch, den vermeintlichen Gift mit einer Unerschrockenheit aus, die mit seinem festen Karakter überein kam: Denn sagte er, indem er das Glas niedersetzte:

„es ist geschehn! Gott sey meiner Seele gnädig! — aber du Giftmischer! entferne dich! denn ich kann dich nicht mehr vor Augen sehen.„

Manske umarmte ihn, mit den Worten:

„Stirb selig, Freund! denk' an deine Juliane — die Verrätherin! und an mich — deinen Rächer!„

und gieng zur Thür hinaus. Dem Bedienten aber, der ihm die Treppe hinableuchtete, sagte er in der Hausthür: „

„Euer Herr hat Gift genommen. Geht zum Arzt! vielleicht ists noch Zeit, ihn zu retten.„

Der Bediente erschrack, daß ihm beynahe das Licht aus der Hand gefallen wäre.

„Was? um Gottes willen, Herr von Manske?„

rief er jenem nach. Aber Manske eilte mit geflügelten Schritten, ohne weiter eine Antwort zu geben, von dannen.

Was er laufen konnte, lief nun der Bediente hinauf zu seinem Herrn, um zu fragen, zu welchem Doctor er gehen solle? Aber Leonhardi hatte die Thür verschlossen: denn er lag auf seinen Knieen, bereute mit

Thränen seine Sünden, und betete um eine selige Auflösung. Das vermeintliche Gift fieng schon an, ihm Leibschneiden zu verursachen. Er warf sich also hin, auf sein Bette, und erwartete seinen Hintritt. Der Bediente mochte pochen und rufen, wie er wollte, Leonhardi machte nicht auf, sondern beschloß, sich in seiner Todesstunde von niemand stören zu lassen. Doch konnte er es nicht hindern, daß der Bediente, die Kaufdiener, und das ganze übrige Hausgesinde, die samt und sonders schon im tiefen Schlafe lagen, heraus weckte, und sie mit einem jämmerlichen Klaggeschrey, zur Hülfe seines Herrn aufrufte.

Manske aber sprang inzwischen was nur seine Füsse vermochten, zu dem treuen Ehrling, mit dem schon alles verabredet war, und stattete ihm mit zwey Worten Bericht von dem Erfolg seiner Unternehmung ab. Dieser Mann säumte also keinen Augenblick, sich nunmehr wieder zu seinem Herrn zu begeben, und die ihm angewiesene Rolle, ebenfalls zu spielen. Er traf die bestürzte Diener und Domestiquen,

die

die über seine plötzliche Erscheinung nicht wenig erstaunten, insgesamt vor der Stubenthür seines Herrn an, wie sie eben im Begriff waren, die Thür durch einen herbeygerufenen Schlösser, eröfnen zu lassen. Sehr erschrocken sich stellend über das Unglück seines Herrn, stimmte er mit in Klaggeschrey ein. Immittelst brach man die Thür auf, und der ganze Troß stürzte sich auf einmal hinein — Ehrling an deren Spitze.

Leonhardi lag in großer Schwachheit auf seinem Bette: denn er hatte sich schon sehr stark gebrochen; er fühlte ein entsetzliches Leibschneiden, und war so hinfällig, daß er kaum reden, oder sich bewegen konnte. Alle Minuten, glaubte er, würde es um ihn geschehen seyn.

„Daß es Gott im Himmel erbarm! was haben sie gemacht?

schrie Ehrling,

„hätten Sie denn nicht wenigstens nur noch bis morgen warten können, ehe Sie sich dem leidigen Satan so ergaben. Da bin ich nun bey Nacht

und

und Nebel herumgereiset, Ihnen die allerangenehmste Nachricht von der Welt zu bringen. Sie sind aus allen Ihren Schulden, und ihr Kredit ist völlig wieder hergestellet. Aber — was hilfts nun? Ach wär' ich doch nur ein wenig stärker geritten! es war doch, als ob es mir ahndete.„

„Ist es Zauberey?

antwortete Leonhardi mit schwacher Stimme,

„was Sie mir sagen? oder hintergehen Sie mich? — Wo sind Sie gewesen? — Sie hätten mich nicht diese Sünde begehen lassen! — ach! nun ist alles zu spät. Ich habe keine halbe Stunde mehr zu leben. Der gottlose Giftmischer! der Manske!„

„Wer? — Ein Manske?

schrie der Buchhalter, erstaunt sich stellend,

„doch itzt ist keine Zeit zu verlieren. Geschwind, Christian!

rufte er dem Bedienten zu,

„zum

„zum Doctor Hecht! er soll den Augenblick kommen! Gegengift mitbringen! vielleicht ist noch Rettung.„

Christian lief einem Courier-Pferde gleich; und der Doctor, der schon von der ganzen Komödie unterrichtet war, und von Julianen schon von der Katastrophe Nachricht erhalten hatte, stand schon zum Aufbruch bereit, und in wenig Minuten war er bey Leonhardin.

Dieser Mann verstand die den Aerzten überhaupt ganz eigene Kunst, eine Krankheit recht gefährlich vorzustellen, um dadurch ihren Ruhm, wenn der Kranke dennoch wieder zur Genesung kommt, destomehr zu erhöhen, ganz vortreflich. Er fühlte Leonhardin an den Puls, schüttelte mit dem Kopfe, und sagte:

„Zum Leben ist wenig Hofnung, Herr Leonhardi. Das Gift war zu scharf; das Blut ist der Fäulniß schon sehr nahe. Aber fristen will ich Ihnen doch Ihr Leben, durch meine Arzeneyen, noch um einige Stunden, da-

mit Sie sich bekehren und Ihren letzten Willen festsetzen können.

„Nein! er muß gerettet werden,

fiel Ehrling ein,

„was nützt Ihre Kunst, Herr Doctor! wenn Sie das nicht können? mein Herr verdient noch zu leben, und wenn es auch nur, um einer einzigen Person willen wäre welche sein Tod ins Grab stürzen würde.„

„Nun! wir wollen sehen, wie weit wir es bringen,„

versetzte der Doctor, und nun reichte er dem Kranken, ein eingerührtes Pulver vor, das er einnehmen sollte,„

„Was soll das?

rufte eben Leonhardi, der in lauter Todes-Betrachtungen vertieft, wenig oder nichts von dem vernommen hatte, was Ehrling und der Doctor mit einander sprachen,

„ich mag nicht mehr leben? was soll mir das Leben, da ich alles in der

Welt

Welt verloren, und nun nichts als Schmach und Schande darin zu erwarten habe?„

Er wollte durchaus nicht einnehmen; Ehrling aber redte ihm derb zu, und sagte unter andern:

„Sie hören ja, daß Sie sich um einer einzigen Person willen retten müssen, die Sie auf einmal wieder glücklich machen wird.„

„Und was wollen Sie damit sagen? wer wäre die Person?„

fragte der nun schon aufmerksamere Leonhardi;

E. „Wer anders als ihre Juliane?„

L. „Juliane? — wollen Sie mich noch zum Naren machen, in meiner Todesstunde? — Das stolze Mädchen wird noch viel an mich Elenden denken?„

E. „Nicht nur denken wird sie, an ihren verschmähten Liebhaber; auch handeln wird sie zu seinem Besten. Kurz, Julia-

Juliane ist bereit, Ihnen ihr Herz, und ihre Hand zu geben. Machen Sie nur, daß das verwünschte Gift wieder aus Ihrem Leibe heraus kommt! Herr Doctor! nur was zu brechen!„

L. „Herr Ehrling! Sie sind mein einziger Freund, der es noch redlich mit mir meint. Haben Sie mich nicht zum Besten! sagen Sie mir: ist das wahr, was Sie mir von Julianen vorreden?„

E. „So wahr, als Gott über mir lebt.„

L. „Nun so ist mein Elend vollkommen — so habe ich mich des edelsten, und besten Mädchens unwürdig gemacht. Ach! das wird mir meinen Tod verbittern! wenn es doch bald aus mit mir würde! denn ich würde ihr nur mit Schaam, und Schmerz vor Augen treten können!„

E. „Das wird sich alles geben! nur eingenommen! ich habe Sie schon entschuldiget.„

Nun=

Nunmehr ließ sich endlich Leonhardi bewegen, das gerührte Pulver einzunehmen, und da er es hintergeschluckt hatte, brach er in die Worte aus:

„Ach! wenn mich nur der verführerische Manske nicht so übereilt hätte!„

„Der vermaledeyte Giftmischer!

versetzte der Doctor,

„er verdient am lichten Galgen zu hängen. Ich will nur gleich zur Obrigkeit gehen, und ihn in Arrest nehmen lassen, eh' er aus der Stadt entwischen kann.„

„Um Gottes willen nicht!

fiel Leonhardi ein,

„was kann er dafür, daß ich ein Thor, ein Rasender war? er hat mir freylich den Gift gegeben; aber bat ich ihn nicht darum? und meinte er es nicht im Grunde gut mit mir, da er mir das Mittel, mich vor der Schande zu bewahren, an die Hand reichte? Nein! er soll meinetwegen keinen Verdruß haben.

haben. Ich bin ja selbst an allem Schuld.„

„Wenn ich aber nur wenigstens wüßte,

antwortete der Doctor,

„was das eigentlich für eine Art von Gift gewesen wäre, den er Ihnen gegeben hat, daß ich nur wenigstens meine Gegenmittel darnach einrichten könnte!„

„Es ist wahr! wir tappen völlig im Finstern,

versetzte Ehrling,

„das müssen wir durchaus wissen. Vermuthlich wird er noch mehr von dergleichen Teufelswaaren haben. Am besten wird also seyn, wir lassen ihn gleich holen, und schlagen ihn breit, daß er Ihnen seine schönen Pulver vorzeigt.„

Dieser Vorschlag wurde von dem Doctor, als der klügste Einfall von der Welt, stattlich gelobpriesen, und selbst von Leonhar-

din,

din, der nach gerade wieder anfieng, seine Genesung zu wünschen, gebilliget. Christian mußte also abermals seine Beine dran strengen, den jungen Giftmischer augenblicklich herbey zu schaffen.

Inzwischen war der Morgen allmählich heran gekommen. Juliane war schon völlig aus ihrer Metamorphose heraus, und hatte sich in einen reizenden Frauenzimmer-Habit geworfen, als Leonhardis Bedienter bey ihr erschien. Sie hatte schon Verfügung getroffen, daß er sie nicht selbst zu sehen bekommen konnte, und sie ließ ihm durch ihren Diener heraus sagen, daß Herr von Manske den Augenblick bey seinem Freunde erscheinen werde.

Auf diese Nachricht stellten sich der Doctor und Ehrling ungemein vergnügt an; besonders sagte ersterer, daß er dem jungen Naseweis, für seine unbefugte Giftmischerey, den Text rechtschaffen lesen wolle. Selbst Leonhardi, der die Entfernung des Todes von sich, immer mehr verspürte, harrte der Ankunft seines jungen Freundes mit Verlangen entgegen, um ihn nun auch

zu seiner Rettung aufzufordern. Indessen vergieng doch immer eine Stunde, ehe der Engel der Hülfe ankommen wollte.

Schon stellte sich Ehrling an, als ob er noch einmal nach ihm schicken wollte; als plötzlich ein Wagen angerollt kam, und vor Leonhardis Hause still hielt. Die Bedienten stutzten nicht wenig, als sie statt des erwarteten Manske, ein junges reizendes Frauenzimmer aus dem Wagen steigen sahen, das in dem Hause schon völlig bekannt zu seyn schien: denn Juliane eilte gerade zu, die Treppe hinauf, und gieng unangemeldet in Leonhardis Zimmer, eben als Ehrling dem Kranken meldete, daß Manske gefahren gekommen, und itzt ausgestiegen sey.

Man kann sich leicht vorstellen, daß Leonhardi über Julianens Erscheinung, aus den Wolken zu fallen glaubte. Aber sich einen Begriff, von den mancherley sich einander durchkreuzenden Gefühlen, und Leidenschaftsstürmen zu machen, die in diesem Augenblick sich seiner Seele bemächtigten, das ist unmöglich.

„Großer Gott! was ist das?„

rief er aus, indem er vor Schaam sich, wiewohl vergebens, nach einem Schlupfwinkel umsahe, um sich vor Julianens Blick darinn zu verbergen,

„Spiegelfechterey des Schicksals!

antwortete die entschloßene Schöne,

„der Herr von Manske schickt mich ab, Sie um Verzeihung zu bitten, daß er Sie an Begehung der größten Raserey eines Menschen hinderte, daß er Ihnen den heilsamen Gift gab, der Sie auf einmal aus allen ihren Nöthen retten wird. Ich werde Ihre Danksagung, für ihn annehmen, wenn es Ihnen beliebt, ihn einer würdig zu achten.„

„Juliane! — Engel meines Lebens!

rief Leonhardi, mit großer Bewegung,

„Ehrling! — Ihr habt ein grausames Spiel mit mir getrieben! aber

wie dank' ich euch? — Ihr habt mich wieder zum Menschen gemacht.„

„Durch Besserung!

versetzte Juliane,

„durch Behauptung des edlen Karakters, den Ihnen die Natur verlieh, den Sie aber dadurch verunehrten, daß Sie Gott und die Vorsehung trotzten. Und itzt — sagen Sie mir nur! ob Sie Ihrem Freund Manske, den die Vorsehung zu Ihrer Rettung sandte, vergeben wollen? ob Sie ihm auf ewig Ihr Herz, und Ihre Hochachtung zur schuldigen Dankbarkeit dafür, schenken können?„

„Erhabnes Mädchen! Engel, den ich verkannte!

antwortete der unaussprechlich bewegte Leonhardi,

„ists möglich, daß Sie sich eines Unwürdigen — eines unbesonnenen Lasterhaften noch annehmen wollen? — oder täuscht mich eine neue Spie-

gelfechterey meines grausamen Geschicks? —

„Nicht nur möglich — auch wahr,

versetzte Juliane,

„es kommt nur auf Sie an, ob Sie künftig glücklich seyn wollen — wenn nämlich der Besitz meiner Hand, wie Sie mich oft selbst versichert haben — Ihr Glück machen kann.„

Itzt reichte sie ihm ihre Hand zu; der berauschte Leonhardi ergriff sie, und sprach mit großer Bewegung:

„Mein Glück? — Ach! wie wenig drückt dieses Wort aus! — meine Seligkeit ruht in Ihrem Herzen, und Ihre Hand ist die Krone meines Lebens. Ach! Juliane! Geliebte! Einzige! Erwählte! — o des Wonnegedanken, daß ich Sie so nennen darf! ich schwebe in Elysiums Gefilden; — dieses Entzücken! — ich kann es nicht aushalten. —

Hier verstummten ihm seine Gefühle; sein Antliz sank auf Julianens Arm; unbeweglich war sein Mund darauf geheftet; und Thränen der Freude und der Reue tropften aus seinen Augen — Juliane selbst stand im Taumel des Entzückens vor ihm ohne Bewegung; — ihre Freude war mit Schmerz über die Leiden vermischt, in welche sie den verschmähten Liebhaber gestürzt hatte; — Diese Empfindungen preßten auch ihr Thränen aus; — sie wandte ihre Augen weg von dem mitleidswürdigen Gegenstande ihrer Liebe, und ihrer vormaligen Verachtung, und trocknete sich ihre Thränen. — Ehrling stand von fern mit emporgehobenen Augen, im Genuß eines unbeschreiblichen Vergnügens, und dankte der Vorsehung, aus voller Seele, daß sie ihn zum Werkzeuge ausersehen hatte, seinen geliebten Herrn wieder glücklich zu machen, und daß sie seine Bemühungen sowohl hatte gelingen lassen. Es ist ein Ausfluß der Gottheit, den sie dem Menschen, bey seiner Schöpfung mittheilte, das beruhigende sanft hinreissende Gefühl des Bewußtseyns, andre glücklich gemacht zu haben, und dieß Gefühl beseligte in diesem

Augenblick Ehrlings ganze schöne Seele so sehr, daß seine Gesichtszüge, seine Augensprache, und seine ganze Stellung der lebendigste Abdruck davon waren.

Selbst der Doctor, der anfänglich nur für das Komische dieser Scene gestimmt war, entbrannte von Mitgefühl und Theilnehmung, als er den geretteten Leonhardi so glücklich in den Armen seiner Geliebten sah. Auch ihm, der hartherzig die Thränen mancher Kinder, um ihre sterbenden Eltern, und mancher zärtlichen Gattin um ihren erblassenden Geliebtrn, sehen konnte, traten itzt sogar selbst Thränen in die Augen; er umarmte den gerührten Leonhardi, wünschte ihm Glück zu seinem erneuerten Wohlstande, und bot sodann alle seine Geschicklichkeit auf, ihn von der grausamen Zerrüttung, die sein Gemüth erlitten hatte, bald wieder herzustellen.

Sobald nun Leonhardi völlig wieder gesund war: — denn ob er gleich kein Gift bekommen hatte, so fühlte er doch in seinem Körper eine gewisse Schwachheit, welche

welche die Folge seiner Ausschweifungen, und seiner letzten Gemüths-Zerrüttung war — reisete er mit seiner Geliebten zu ihrem Vater, wo sie ihm endlich auch ihre Hand am Altar gab. Der alte Bellingshofen riß ihn aus seinen Schulden, und Leonhardi widmete sich nun seinen Handlungs-Geschäften wieder so ganz, und mit so vielem Fleiße, daß er in kurzen seinen vorigen blühenden Wohlstand wieder herstellte, und als ein ordentlicher und vernünftiger Mann lebte.

Was seine Ehe mit Julianen anbetrift, so erreichte sie zwar freylich nicht jenes Ideal der Glückseligkeit, welches zwey gleichgestimmte Seelen, zeitlebens mit so vieler Wonne berauscht. Denn obgleich Leonhardi von seiner Seite alles mögliche that, durch sein Betragen die Reue zu ersticken, welche sich Julianens, über ihren Entschluß ihn zu heurathen, hätte bemächtigen können; so konnte er doch nicht verhindern, daß nicht oft bey kälterem Blute, manche Gedanken in ihrer Seele aufstiegen, die sie daran erinnerten, daß

daß sie die Gattin eines Mannes war, der sich niedrigen Ausschweifungen ergeben und in den Armen einer verächtlichen Buhlerin gelegen hatte. Diese Erinnerungen trübten oft ihre reine zärtliche Seele, und erkälteten ihr Herz gegen ihren gebesserten Gatten, daß sie ihm würklich nicht allemal mit derjenigen glühenden Liebe begegnen konnte, mit welcher er ihr, ohne Aufhören anhieng. Aber dennoch artete diese ihre Laulichkeit nicht ganz in Unzufriedenheit aus; und größtentheils beruhigte sie der Gedanke wieder, daß sie einen liebenswürdigen Gefallenen, durch ihre Hand, von seinem Verderben gerettet hatte — ein Gedanke, der ihr um somehr schmeichelte, je weniger Leonhardi diese große Wohlthat seiner Gattin zu vergessen schien, und je mehr er sein ganzes Leben einen Beweiß seiner Dankbarkeit dafür seyn ließ. So war denn ihre Ehe doch noch immer eine der glücklichen, ob sie gleich nicht an die Freuden jener irrdischen Seligkeit reichte, die unter andern Umständen das Loos unsrer Verbundenen gewesen seyn würde.

Ihr Jünglinge, und Mädchen, so ihr diesen Gipfel menschlicher Glückseligkeit, durch die Ehe zu erreichen wünschet! bemüht euch, der Tugend getreu zu bleiben, denn mit ihr ist jene Glückseligkeit auf ewig verloren. Verschmäht nicht aus Stolz und Eigensinn die Hand eines würdigen Mannes, oder eines edlen zärtlichen Mädchens, an deren Seite ihr jene steile Höhe irrdischer Freuden vielleicht erreichen könnet; anstatt daß Tadelsucht, Hochmuth und Koketterie euch oft an die Hand eines Mannes, oder eines Weibes binden, wo euch zeitliche Vortheile, und blendender Schimmer der Welt das nimmermehr ersetzen, was ihr an Zufriedenheit des Herzens, an stiller Ruhe der Seele, am Genuß einer gegenseitigen wahren Zärtlichkeit, die auf Harmonie des Herzens, und Edelmuth gegründet ist, dabey verlieret.

Der
Liebhaber seiner Schwester.

Neunte Scene.

William Greenhall, ein junger Nordamerikaner, that in Handlungsgeschäften, bald nach Ende des berühmten Amerikanischen Freyheits-Kriegs, eine Reise nach Deutschland. Der Vater dieses jungen Mannes war ein Kaufmann, und wohnte zu Philadelphia. Dort hatte er das Unglück, von einem deutschen Emigranten erstochen zu werden, welcher ihn einsmals bey seiner Frau, an einem verdächtigen Orte allein antraf. Das Publikum trug sich damit, er habe mit Recht für seinen Frevel büßen müssen, weil er in der That mit der Frau des Emigranten, in einer ärgerlichen Verbindung gestanden habe. Ob sich dieses Gerücht auf Wahrheit gründete, werden wir am Ende dieser Geschichte sehen. Inzwischen wurde Greenhall der Vater doch

um so weniger beklagt, jemehr er selbst eine der reizendsten Frauen besaß, welche noch überdieß mit ihrer Nebenbuhlerin in der engsten vertrautesten Freundschaft gelebt hatte. Mistriß Greenhall zog sich diesen Vorfall so sehr zu Gemüthe, daß sie sich mit ihrer Tochter, einem Kinde von zwey Jahren, von Philadelphia hinweg, und auf das Land begab, wo sie ein halb Jahr darauf aus Gram über die vermeintliche Untreue und den schrecklichen Tode ihres Gemahls ebenfalls in die Ewigkeit hinüber schlummerte.

Der junge William hingegen, welcher damals nicht viel über drey Jahr alt war, kam in das Haus, und unter die Vormundschaft seines Onkels, eines angesehenen Kaufmanns der in Virginien wohnte. Seines unglücklichen Vaters Handlung wurde durch einen Factor so lange fortgesetzet, bis er selbst im Stande war, sie zu übernehmen. Als der Onkel die Nachricht von dem Tode seiner Schwägerin, der Mistriß Greenhall vernahm, eilte er zwar sogleich, nach Pensylvanien, um auch die hinterlassene Tochter seines Bruders zu sich zu nehmen

men. Aber zu seiner nicht geringen Betrübniß erfuhr er dort, daß eine fremde Dame, welche bey dem Tode der Mistreß Greenhall zugegen gewesen sey, das Kind sogleich nach ihrem Absterben, mit sich genommen habe. Niemand hatte diese fremde Dame gekannt: folglich liefen auch alle Bemühungen des Onkels, seine Nichte ausfindig zu machen, fruchtlos ab. Niemals konnte er wieder etwas von diesem Kinde erfahren.

Inzwischen genoß der junge Greenhall bey seinem Onkel, die sorgfältigste, und beste Erziehung von der Welt. Er besaß ein vortrefliches Genie, ein edles Herz, und eine ansehnliche Leibesgestalt. Alle diese schöne Eigenschaften wurden nun auch durch die Erziehung seines Onkels so sehr veredelt, daß Greenhall schon in seinem sechzehnten Jahre, als der liebenswürdigste, und schönste Jüngling in der Provinz, von jedermann bewundert wurde.

Um diese Zeit erhob sich der Geist der Freyheit, in Nordamerika, um die Würde der Menschheit zu behaupten, und das Joch der brittischen Sclaverey abzuschütteln. Patrioti-

triotische Jünglinge zogen zu Felde, und kämpften den edlen Kampf für Freyheit und Vaterland. Auch Greenhall fühlte den Ruf der Natur, und der menschlichen Größe; er ergriff die Waffen, und weihte sich beynahe, als Knabe schon, unter dem großen Feldherrn Washington, zum Patrioten, und zum Helden ein. Als Jüngling errang er die kostbarsten Lorbern; und drey Jahr über that er sich in allen Feldzügen durch seinen Muth, und seine Tapferkeit hervor. Im vierten Jahre aber wurde er von den Deutschen gefangen, und nach Neuyork gebracht.

Hier gerieth er nun in genaue Bekanntschaft mit deutschen Offizieren, und Soldaten. Ungeachtet er aber nicht begreifen konnte, wie solche brave Leute sich konnten brauchen lassen, für Geld, gegen die Sache der Freyheit, und der Menschheit zu kämpfen; so gefielen ihm doch übrigens diese Deutschen ganz ungemein. Er richtete mit einigen dererselben die vertrauteste Freundschaft auf, und beschloß nach Endigung des Kriegs selbst nach Deutschland zu reisen,

und

und dieses Land, das er sich der Beschreibung nach sehr reizend vorstellte, zu sehen.

Als nun die Sache der Freyheit erfochten, und der Friede geschlossen war, legte Greenhall, wie alle andere Krieger dieser neuen Republik seine Waffen wieder nieder und übernahm nunmehr die Handlung seines Vaters in Philadelphia.

Itzt fiel ihm nun seine Reise nach Deutschland wieder ein; der freye Handel mit allen Nationen der Erde war dem glücklichen Amerika eröfnet, Greenhall verband also mit seinem Triebe, Europa zu sehen, auch eine wichtige Handlungs-Speculation, und beschloß, besonders nach Sachsen zu reisen, um zu versuchen, ob er einen Handel mit sächsischer Leinwand, und mit Porcellain nach Amerika eröfnen könne.

Seine Reise gieng sehr glücklich von statten. Er langte über Frankfurt in Deutschland an, hielt sich einige Zeit in Braunschweig auf, und kam sodann nach Leipzig, um in dieser berühmten Handelsstadt seine Spekulationen auszuführen. Daher

her er denn auch hier eine geraume Zeit zu bleiben gedachte.

Jedoch, ehe wir in unsrer Erzählung weiter fortfahren, werden uns unsre Leser, erst einige Worte über die Person und den Karakter unsres Greenhalls erlauben, weil wir diesen Unterricht zur Beurtheilung seiner Handlungen bald brauchen werden.

Wenn wir uns die Figur eines deutschen Jünglings, aus Hermanns und Thuiskos Zeiten, vor unsre Einbildungskraft stellen, so glaube ich, haben wir das richtigste Gemälde unsres Amerikaners. Er war mehr, als gewöhnlich lang, stark von Gliederbau, blonden Angesichts, und blonden Haars. Regelmäßig war seine Bildung, seine Physiognomie anziehend; edel und überaus einnehmend sein Betragen. Er hatte einen festen standhaften Karackter, besaß ungemein viel Menschenliebe, und nicht wenig Zärtlichkeit für das andre Geschlecht. Dienen, und gefällig seyn, mochte er gern allen Menschen; doch haßte er Sclaverey und Unterdrückung bis in den Tod. Daher suchte er sogar die Gelegenheiten zu Ausübung der

Menschen-

Menschenliebe größtentheils selbst auf, und es konnte ihn nichts mehr verdriessen, als wenn man sich ihm nicht anvertrauen wollte. Seine Redlichkeit war eben so uneingeschränkt, als seine Begierde, dieselbe auszuüben, und seine Freymüthigkeit, womit er seine Dienste ausbot. Uebrigens ein ächter Republikaner, der alle Arten von Zwang verabscheute, und sich seine Freyheit, auch in der geringsten Angelegenheit des gemeinen Lebens nicht nehmen ließ.

Einsmals befand sich nun dieser junge Republikaner, bey seinem Aufenthalt zu Leipzig, auf Richters Koffeehause, wohin er oft zu gehen pflegte, um allerhand Menschen kennen zu lernen. Hier sah' er im Winkel des einen Zimmers einen Offizier sitzen, der ohne mit jemand zu sprechen, oder nur das geringste zu seiner Unterhaltung vorzunehmen, tiefsinnig zur Erde blickte und mit seinem Stock auf den Dielen spielte. Er trug blaue Uniform mit rothen Aufschlägen, und eine schwarze Kokarde am Hute, den er tief ins Gesicht herein gedrückt hatte. Dieser Mensch schien unter einem tiefen na-

genden Kummer der Seele zu kämpfen, welches seine auffallend melancholische Physiognomie, und sein düstrer starrer Blick nur allzudeutlich verriethen. Greenhall betrachtete ihn einige Zeit, und da er hier einen Hülfsbedürftigen vor sich zu haben glaubte, so stand er schon im Begriff, den Offizier anzureden, und ihm seine Dienste anzubieten, als der Offizier plözlich aufstand, und schleunigst davon gieng. Greenhall war nicht im Stande, ihn einzuholen; er folgte ihm zwar die Treppe hinab, aber unten war der Offizier schon über alle Berge. Auf vieles Fragen, wer dieser Mensch sey? erfuhr er endlich auf dem Koffeehause so viel, es wäre ein Herr von Riedebach, in Braunschweigischen Diensten, welcher mit aus Amerika zurückgekommen sey, und sich hier vermuthlich auf Urlaub aufhalte.

Greenhall hatte nicht sobald das Wort Amerika gehört, als sein Herz auch schon gegen den Fremden, als einen ehemaligen Kriegsgenossen, empor wallte, und er für Verlangen brannte, ihn kennen zu lernen. Jedoch mußte er seine Seele noch einige Tage

ge in Geduld fassen, weil er, aller Bemühungen ungeachtet, diesen Menschen nicht wieder zu sehen bekommen konnte. Endlich traf er ihn in Apels Garten wieder an, wo der Offizier in der Allee, sehr tiefsinnig auf einer Bank saß. Greenhall setzte sich ohne Umstände hin zu ihm, mit der Anrede:

„Mein Herr! Sie sind ein Braunschweiger, wie ich höre, und sind mit in Amerika gewesen?„

„Ja!

antwortete Riedebach, ziemlich kalt und trozig, weil er den Fremden, für einen, jener neugierigen Frager hielt, deren es in Leipzig so viele giebt. Aber Greenhall faßte ihn bey der Hand, und fuhr fort:

„Nun! so sind wir Kriegskameraden — obgleich Feinde gewesen. Ich bin ein Pensylvanier. Wir haben vielleicht oft die Schwerdter gegen einander gezuckt; aber ich liebe die Deutschen: denn sie waren nur gezwungene Feinde meines Vaterlandes. Schenken

ken Sie mir Ihre Freundschaft, mein Herr! lassen Sie Sich umarmen!„

„Ha! junger Mann!

versetzte der Deutsche, mit sichtbarer Veränderung seines melancholischen Gesichts,

„an diesem Zuge erkenne ich den edlen Amerikaner — den wahren Menschen, — den freyen Bürger der Natur. Willkommen an meinem Herzen! Gott sey Dank! ich finde wieder einen Menschen. Seit ich Amerika verließ, hab' ich keinen wieder gesehen.„

Die beyden Jünglinge umarmten sich, als ob sie zeitlebens die zärtlichsten Freunde gewesen wären; von dem Augenblick an nennten sie sich Brüder, und eine unbeschreibliche Sympathie ihrer Herzen fesselte sie mit unauflöslichen Banden an einander.

„Was mich zuerst auf dich aufmerksam machte, guter Kriegskammerad!

sagte Greenhall hierauf,

„war die sichtbare Melancholie, die dein Herz foltert, und die ich in deiner

ner Miene lese. Was quält dich Bruder? — kann ich dir dienen — dir helfen? und womit? — entdecke mir deinen Kummer! — bist du in Schulden? — kann ich dir mit mein'em Gelde dienen, oder dich mit meinem Kredit unterstützen?„ —

„Du kannst mir nicht helfen! edler Jüngling!

antwortete Riedebach,

„mich foltern unaussprechliche Leiden — Leiden der Seele, die nur Gott durch Lenkung meines Herzens lindern kann.„

G. „Ha! nun errathe ichs. Du bist verliebt, — und liebst ohne Hofnung!„

R. „Getroffen! — Ach Greenhall! wie glücklich wär ich, wenn ich dieß glühende, gefühlvolle Herz nicht besäße!„ —

G. „Die Zierde der Menschheit, Bruder! entdecke dich weiter! ich werde

deine

deine Geliebte beschwören, werde ihr goldne Berge aufbauen, und sie soll dir ihre Hand geben!„

R. „O! das ist eben das schrecklichste bey der Sache; sie kann nie die meinige werden. Doch höre meine Geschichte! Mein Vater zog als ein Fremdling hier auf ein einsames Dorf, ich hab' ihn nur als Kind gekannt; aber ein schrecklicher Kummer mußte seine Seele nagen: denn ich habe nie eine heitere Miene von ihm gesehen, und bis an seinen Tod hat er, als ein Einsiedler gelebt, und alle menschliche Gesellschaft vermieden. Mich that er im zehnten Jahr meines Alters nach Braunschweig auf das Karolinum. Seit dem hab' ich ihn nie wieder gesehen: denn ich durfte niemals nach Hause. Im sechzehnten Jahre that man mich unter die Soldaten; ich wurde bald Offizier. Als ich achtzehen Jahr alt war, gieng unser Regiment nach Amerika; ich stieg bis zum Kapitän. Bey meiner Zurückkunft

aber

aber fand ich meinen Vater und meine Mutter im Grabe — einen Engel von Schwester traf ich noch an, — doch hier muß ich dich erst näher mit meinem Herzen bekannt machen. Von Kindheit an empfand ich einen ganz ausserordentlichen Trieb zur Liebe, die jedoch mehr in meinem Herzen, als in meinem Blute lag. Es konnte nicht fehlen, ich mußte immer einen Gegenstand besizen, an welchen sich mein Herz ankettete. So kann ich wohl, die Zeit meines kurzen Lebens über, an die sechs Geliebten zählen, die ich eine nach der andern, mit der allerhöchsten Leidenschaft vergötterte. Aber zu meiner Quaal fügte es das Schicksal, daß mein Herz allemal auf solche Gegenstände fiel, deren Besiz für mich jederzeit, entweder ganz unerreichbar, oder doch wenigstens mit so vielen Schwierigkeiten verknüpft war, daß meine Liebe natürlicher Weise immer eine sehr tragische Endschaft nahm. Ich will nur meiner zwey lezten Geliebten gedenken, ehe ich in das ewige

Labyrinth fiel, worinn ich izt herum irre. Wie ich noch in Amerika war, verliebte ich mich in die Tochter eines armen geringen Musikanten, der aus Deutschland dahin emigrirt war, und auf dem Lande von einer kleinen Plantage lebte. Aber Sophie — so hieß das Mädchen — war mit Reizen geboren, welche den Neid einer Fürstin erweckt haben würde. Ihre Tugend gestattete keinen andern Weg zu ihren Herzen, als durch die Brautkammer, ihre Armuth erlaubte mir keine Verbindung mit ihr, ich mußte endlich die Quaal erdulden, Sophien in den Armen eines hausirenden Handelsmanns von einigem Vermögen, zu sehen, welcher sie heurathete. — Nach meiner Zurückkunft nach Europa, fesselten mich die Reize Eleonorens von G. des älteren Fräuleins unsres Generals; ich war damals sein Adjutant, befand mich oft in seinem Hause, und speißte fast alle Tage an seiner Tafel. Hier lernte ich Eleonoren kennen; ihre Schönheit bestand mehr in jener unwiderstehl-

derstehlichen Grazie, wodurch sie sich einen unaussprechlichen Reiz geben, und aller Herzen an sich zaubern konnte, als in körperlichen Vorzügen. Sie besaß eine edle, erhabne Denkungsart, und sie konnte mich besonders wohl leiden. Ich liebte sie wie eine Göttin, und verehrte sie, wie eine Heilige. Aber zu tief unter ihrem Stande — denn ich war nur ein armer Stabskapitain, und sie wurde von den reichsten, und größten Kavallieren gesucht — wagte ichs nie, ihr meine Liebe zu bekennen, oder um ihre Hand zu flehen. Ich verzehrte mich selbst in meiner Leidenschaft, wurde täglich einem Schatten ähnlicher, und noch — da ich unter den Lasten dieser heftigen Liebe, mit meiner Vernunft kämpfte — vermählte sich Eleonore mit dem Oberkammerherrn. — Ich glaubte diesen Schlag nicht überleben zu können: denn noch glimmte in mir die schwache Hofnung, sie würde so lange unverheurathet bleiben, bis ich zum Major avancirt seyn würde, wo-

zu ich starke Hofnung habe. Mich zu zerstreuen, nahm ich Urlaub, und reißte hieher, um meine Schwester zu besuchen, und mein weniges väterliches Erbe in Empfang zu nehmen. Aber Gott? welchem Jammer — welchem neuen Unglück reißte ich entgegen! — noch blutete mein Herz von der tödtlichen Wunde, die mir Eleonorens Verlust schlug, als mir die Vorsehung das traurigste Schicksal zubereitete, das nur je in dem Gebiete der Liebe die arme Menschheit gefoltert hat; — ich verliebte mich in meine eigene Schwester. — Ach Greenhall! hier laß mich meinen Schmerz ausweinen: denn meine Quaalen sind vollendet! Noch für kein Mädchen in der Welt hab' ich das gefühlt, was ich für diesen Engel empfinde; meine Leidenschaft kennt gar keine Grenzen; sie macht mich zum Thoren, zum Rasenden; und doch ist mir das Mädchen unerreichbar: denn sie ist meine Schwester. — O Gott! wenn sie sich, im Bewußtseyn ihrer Unschuld, mit der

reizend-

reizendsten Naivetät, um meinen Hals wirft, wenn ich zu ihr komme, — meinen Mund und meine Wangen küßt, und mich ihren lieben, besten Bruder nennt — o! da möcht' ich vergehen vor Entzücken, und vor Schmerz; ich glaube in Elysium zu schweben, und sehe doch die Hölle sich unter meinen Füssen öfnen. Ich ringe und kämpfe mit meiner Leidenschaft, biete alle Kräfte meiner Vernunft auf, sie zu besiegen; aber umsonst! — die Natur scheint bey mir ihre Rechte zu verläugnen, und die Liebe sucht in meinem Herzen, die ersten Gesetze der Menschheit zu vertilgen. Jede Stunde, die ich entfernt von meiner Schwester zubringe, kommt mir wie ein Jahrhundert voll Eckel, und langer Weile vor; und jede Minute, wo ich ihre reizende Gestalt sehe, und mich an ihrer süssen Unschuld ergötze, dünkt mir eine unermeßliche Reihe Sünden zu enthalten, welche der ewige Richter der Naturgesetze, in das Protocoll der Hölle einzeichnet. — O! Greenhall! was

soll — was wird noch aus mir werden? — was soll dieß alles noch für ein Ende nehmen?" —

G. "Deine Geschichte ist entsetzlich, Bruder! ich muß es gestehen, — sogleich weiß ich dir nicht zu rathen, nicht zu helfen. Aber laß mir einige Tage Zeit! ich werde indeß vielleicht ein Mittel ausfindig machen, wie die Ruhe deiner Seele wieder herzustellen ist! — Sich in seine Schwester zu verlieben! sonderbar! unerhört! — ich weiß mir das gar nicht zu erklären, wenn sie nicht die unwiderstehlichsten Reize besizt, und doch —

R. "O, Bruder! ich sage dir nicht zu viel, wenn ich dich versichere, daß du und ich ihres gleichen noch nicht gesehen haben."

G. "Du machst mich selbst neugierig auf sie."

R. "Deine Neugierde soll befriediget werden. Hast du Lust, so wollen wir sie noch heute besuchen. Wir haben

nicht

nicht viel über zwey Stunden, bis zu ihr."

Greenhall nahm den Vorschlag an, und die beyden Freunde setzten sich zu Pferde, ein Mädchen zu besuchen, das der eine vergötterte, und der andere für ein Wunder der Natur hielt.

Olivie von Riedebach — so hieß unsre Heldin — lebte noch in dem kleinen ländlichen Häusgen auf einem einsamen Dorfe, das ihre Eltern ganzer sechzehen Jahre in der Stille bewohnt hatten. Niemand als eine alte Magd, welche sie schon in ihrer Kindheit gewartet hatte, und deren Mann, der bey Oliviens Vater Bedientenstelle vertrat, waren ihre Gesellschafter. Aus diesem Dorfe war sie in ihrem Leben nicht gekommen; aber dennoch hatte sie bey ihren Eltern, welche sie selbst unterrichteten, die sorgfältigste Erziehung genoßen. Ihr Vater starb zuerst, und ihre Mutter, die auch schon im Tode lag, folgte ihrem Gatten, in zweyen Tagen nach. Die verwaysete Olivie kam hierauf unter die Vormundschaft des Geistlichen des Orts. Mit diesem Manne,

ne, der in dem Ruf eines würdigen Dieners der Kirche stand, pflegte der verstorbene Riedebach noch ganz allein umzugehen. Vor seinem Absterben befahl er diesem seinem einzigen Freunde, die Sorge für seine Tochter noch auf sein Gewissen an. Er verließ noch einige Tausend Thaler, die in Leipzig bey einem angesehenen Kaufmann in der Handlung standen. Diese sollten nach seiner Verordnung, zwischen seinem Sohne, und Olivien getheilt werden. Noch zischelte man sich ins Ohr, daß dieser seltsame Mann, aus welchem Zeit seines dortigen Aufenthalts, niemand hatte klug werden können, dem Geistlichen noch einige Geheimnisse entdeckt habe, welche er nur zu einer gewissen bestimmten Zeit eröfnen sollte. Aber der Mann beobachtete ein tiefes Stillschweigen darüber, und selbst Olivie erfuhr nichts davon.

So groß nun würklich die Vorstellung war, welche sich Greenhall von den Reizen eines Frauenzimmers machte, denen selbst ein Bruder, der doch Erfahrung in dergleichen Dingen besaß, nicht hatte widerstehen kön-

können, so übertraf doch die Erfüllung, jene Vorstellung noch weit: denn Greenhall fand an Olivien — zwar eine Tochter der Natur, aber eine Blume, auf welche ihr Bildner hätte stolz seyn können, wenn der ewige Schöpfer der Natur, selbst in seinen geringsten Werken, nicht weit über das erhaben wäre, was man einem menschlichen Bildner, der etwas vortrefliches hervor gebracht hat, vorzeichnen würde. — O! hätte ich Wielands Zauberpinsel, und Richardsons Schönheitsgefühl, um dir, lieber Leser! Oliviens Gemälde, in seiner ganzen Grazie, mit Wahrheit und Leben vorzeichnen zu können! — Die Symmetrie ihrer Gestalt, den zarten Bau ihrer Glieder, die Fülle ihrer Bekleidung, die blendende Weisse ihrer Haut, alles, was zur Regelmäßigkeit ihres Körpers gehört, wüßte ich mit nichts anders zu vergleichen, als mit der Vorstellung, die man sich ohngefähr von jenen Körpern machen darf, unter welchen, einst im grauen Alterthume himmlische Geister, den Sterblichen erschienen. In ihrem großen blauen Auge, lächelte der Himmel, und ihre sanfte heitre Miene hätte selbst einen Wilden,

zu ihren Füssen gestreckt, wenn es darauf angekommen wäre, ihn zu zähmen. Die reinste silberfarbene Seide erreichte nicht halb die Weichheit, und den Glanz ihres starken blonden Haares. Auf ihrem vollen Busen thronte die erste Blühte der Schönheit; die Natur schien alle ihre Kräfte aufgeboten zu haben, das Ideal aller weiblichen Reize, in Olivien zu vollenden. Rein war ihr Herz, und voll Unschuld ihre Seele, wie ein Kind in dem Mutterschoos. Laster und Sünde waren ihr eben so unbekannte Namen, als nie eine Regung dazu, in ihrer Seele gewurzelt hatte. Sanft, edel, wohlthätig, zärtlich, mittheilend, und zuvorkommend; das waren die Grundzüge ihres Karakters. Aber so wenig Weltkenntniß sie besaß, so fehlte es ihr doch nicht an Klugheit, und an Wiz, wodurch die Natur das ersezte, was sie nicht durch die Erfahrung hatte lernen können.

Die zwey Stunden, welche unsre beyden Freunde, bey diesem reizenden Mädchen zubrachten, — denn länger konnten sie sich nicht aufhalten, — rechneten beyde unter

die

die glückseligsten ihres Lebens. Denn Riedebach kannte keine größere Wonne auf Erden, als die Berauschung der Liebe im Umgange mit seiner Schwester, und Greenhall hatte in der That in Olivien eine Person gefunden, die seine ganze Seele entzückte. Kaum saßen sie wieder auf ihren Pferden, und befanden sich allein, als Greenhall anfing:

„ich verzeihe dir deine Liebe, Bruder! deine Olivie ist das nächste Wesen nach dem Engelgeschlechte.„

R. „Und hättest du in dem verfeinerten, oder vielmehr verderbten Europa eine so liebenswürdige Tochter der Natur gesucht?„

G. „Nimmermehr! — so weit ich wenigstens Europa kenne. Denn ich muß dir gestehen, mit dem hiesigen Frauenzimmer bin ich gar nicht zufrieden. Da finde ich ja keinen Zug mehr von der reinen gefälligen Natur, die doch allein so viel Reiz über die Menschheit verbreitet. Lauter verzerr-

te, aus dem Gleise der Natur herausgeworfene Karricaturen, ohne Leben, und ohne Wahrheit. Gott! wie bin ich erstaunt über die verhunzten Gestalten, die zusammengepreßten Wespenleiber, die bleichen erdfahlen Grabegesichter, die ich hier herumwandeln sehe, die sich mit ihren geborgten Reizen brüsten, und sich wohl gar noch einbilden, daß sie schön wären. O! Riedebach! sag mir! ist es allenthalben in Europa so? machen sich die Frauenzimmer allenthalben, wie hier, zu unnatürlichen Bastarten, zu elenden Schwächlingen, zu seltsam gezierten Dratpuppen, womit man in Amerika die Kinder zu fürchten machen, und die Vögel aus den Plantagen verscheuchen würde? — da bin ich in ganz Leipzig herum gelaufen, wie ein Narr, unter dem Frauenzimmer einen Menschen zu suchen; — aber vergebens! Olivie ist die einzige reizvolle Tochter der Natur, die ich noch in Europa gesehen habe.„

X. „Es giebt deren wohl noch mehrere, Bruder! denn so sehr ist auch in Europa die Menschheit noch nicht verdorben, daß man die Natur ganz aus ihrem Gebiete verwiesen hätte. Allerdings hat auch Deutschland noch reine unverdorbene Töchter dieser gefälligen Mutter unsrer aller. Aber, du mußt sie nicht suchen, in großen Städten, in Residenzen, und an Orten, wo der Luxus, das Mark der Menschheit angefressen, und die Kräfte der Natur entnervt hat. Dort gleicht das ganze weibliche Geschlecht, von der Hofdame bis zur niedrigsten Jungemagd herab, einem Gesichte, das die Natur mit Schönheit versah, das aber die Pest der Blattern verheerte; dort hat Eroberungssucht, Mode, Koketterie, Wollust, und Eitelkeit, die Töchter der Menschheit, zu widernatürlichen Gestalten umgebildet, und sie mit Flecken gebrandmarkt, die keine Zeit auswischen kann; du hast recht, und mit unbestochenen Augen gesehen, Bruder! wenn du in großen Städten nichts

als

als dergleichen Karricaturen gefunden hast. Aber willst du noch irgendwo eine unbefleckte Tochter der Natur antreffen, so mußt du dich umsehen auf dem Lande, und in den kleinen Provinzial-Flecken, — wiewohl auch hier schon das Gift der Eitelkeit und der Kokketterie, sich zu verbreiten anfångt. Aber doch herrscht hier noch nicht die Verderbniß der Sitten, welche die großen Stådte zu Wohnplåtzen der Wollust, und zu Mordgruben aller reinen, und guten Empfindungen der Seele macht, so allgemein, daß nicht die Natur hier noch manche unverdorbene Schöne, in ihrem Schooße nähren sollte. Die von Flittergold umhangene Weltdame giebt zwar diesen liebenswürdigen Naturkindern den Namen niedriger Dirnen, ohne Lebensart, und ohne Erziehung, und sie hat den Beyfall der großen Welt vor sich, weil bey dieser eine verschleyerte Lüge mehr gilt, als das ungeschminkte Gewand der Wahrheit, und der Natur. Aber der Mann von Einsicht, von Geschmack,

schmack, von edlem Herzen, beugt gleichsam seine Knie vor dergleichen Natur-Töchtern, und verehret sie als Heilige, in welchen der Schöpfer noch das ächte Gepräge der Menschheit, unter den mannigfaltigen Verfälschungen seiner Originalmünzen, zu retten sucht. So, lieber Greenhall, mußt du dir Europa abbilden; — so mußt du dir Deutschland — das arme, von Frankreichs Gift, angesteckte Deutschland denken; — so ists besonders in Sachsen, wo sich die französische Modethorheit am meisten ausgebreitet hat, und in Leipzig, dem zweyten Paris, wo dieselbe Wuth des Luxus, dieselbe Verderbniß der Sitten angerichtet hat.„

G. „Dein Gemälde ist abscheulich, Bruder! ich mag nicht weiter dran denken: denn ich würde die so tief gesunkene Menschheit beweinen müssen. An Oliviens Bilde will ich mich schadlos halten. In ihr finde ich eine unsrer guten reinen Amerikanerinnen.„ —

R. „An welche auch ich mich nicht ohne Entzücken erinnere.„

Unter solchen, und ähnlichen Gesprächen, die sich größtentheils mit Oliviens Liebe endigten, kamen unsre Freunde wieder nach Leipzig zurück, und schieden mit der Verabredung von einander, sich Tages darauf wieder zu sprechen, und miteinander zu überlegen, wie Riedebachs Leidenschaft für seine Schwester am leichtesten gehoben werden könne.

Und würklich wendete der dienstfertige Greenhall, sobald er sich wieder allein befand, sein ganzes Nachdenken dran, ein Mittel, seinen Freund zu heilen, ausfindig zu machen. Es war ihm wahrer Ernst damit, und es verdroß ihn nicht wenig, daß er, bey seinem Triebe allen Menschen zu helfen, doch diesen Dienst, einem Freunde nicht erweisen konnte. Denn vergebens strengte er allen seinen Wiz dran, jenes Mittel zu erfinden. Und wie war auch der unglückliche Riedebach zu heilen? die Arzeney seines Herzen konnte keine andre seyn, als Oliviens Besiz; und diese war seine

Schwe-

Schwester; — wer konnte die Gesetze der Natur übern Haufen werfen? — Ueberdieß fühlte der gute Greenhall, die Wahrheit zu sagen, auch in seinem eignen Herzen eine gewisse Empfindung, welche den Wunsch in ihm erweckte, Olivie möchte immerhin für seinen Freund auf ewig verloren seyn; und diese Empfindung war in der That nichts anders, als Liebe, worein ihn die Reize dieses schönen Naturmädchens, wider all sein Wissen, verstrickt hatten. Jemehr er über den Zustand seines Herzens, den er allerdings zu ahnden anfieng, nachdachte, destomehr Wärme erhielt sein Wunsch, Riedebachen von seiner Leidenschaft zu heilen, und desto heftiger strebte er darnach dieses Werk zu Stande bringen zu können.

Nachdem er sich nun mit allerhand Plans zu Erreichung seines Endzwecks herum geschlagen hatte, die er allemal wieder verwarf, sobald er sie angelegt hatte, weil ihm keiner ausführbar zu seyn schien; fiel er endlich auf das sehr natürliche Mittel, das ihm gleich anfänglich hätte beyfallen sollen, nämlich Riedebachen mit einem andern rei-

zenden

zenden Mädchen bekannt zu machen, in deren Umgange er seine Schwester vielleicht vergessen würde. Der Umstand, daß Riedebach schon mehrere Geliebten verloren habe, und doch immer wieder fähig gewesen sey, sich in einen andern Gegenstand zu verlieben, führte ihn auf diesen Einfall; und hierbey blieb er denn endlich auch feste stehen. Nur aber den Gegenstand zu finden, der Reize genug besäße, seinen Freund zu fesseln, und ihn von Olivien abzuziehen; dieser Umstand sezte ihn in neue, und in desto größere Verlegenheit, je weniger Bekanntschaft er in einer ihm ganz fremden Stadt hatte, von deren Frauenzimmer überdieß Riedebach nicht die besten Meinungen hegte.

Doch auch diese Schwierigkeit wußte er aus dem Wege zu räumen. Er hatte bey Olivien davon reden hören, daß der Geistliche des Orts, wo sie wohnte, eine ganz ausnehmend schöne, und wohlerzogene Tochter besäße. Und würklich befand es sich so: Louise — so hieß dieses Mädchen, — besaß Reize genug, um sie einer Olivie an die Seite zu setzen. Diese beyden jungen

Frauen=

Frauenzimmer waren von gleichem Alter, und von Kindheit an die genauesten Freundinnen: denn sie waren mit einander erwachsen, und hatten einerley Erziehung zusammen genossen. Riedebach aber hatte Louisen aus der Ursache noch nicht zu sehen bekommen, weil sie gerade um die Zeit, als er zu seiner Schwester kam, sich in Dresden bey einer Anverwandtin aufhielt, welche auf dem Todtbette lag, und Louisen in ihrem Testamente zur Erbin eingesetzt hatte. Auch hatte zwar Olivie ihrem Bruder sehr oft von dieser ihrer schönen Freundin erzählet; niemals aber gab er sehr drauf Achtung, weil die Reize seiner Schwester alle Empfindungen für andre Mädchen aus seiner Seele verdrängten.

Izt erinnerte sich nun Greenhall, daß Louise, wie er bey Olivien vernommen hatte, just den Tag vorher von Dresden zurückgekommen sey, und sich wieder bey ihrem Vater, dem Geistlichen aufhalte. Dieses Mädchen bestimmte er denn dazu, durch sie, seinen Freund, von der unglücklichen Leidenschaft für Olivien zu heilen; diese

Schöne aber, beschloß er zugleich für sich zu behalten. Da er aber doch auch aufs ungewisse nicht gern etwas unternehmen mochte, so ritt er den andern Tag, ohne Riedebachen ein Wort davon zu sagen, zu Olivien, um vielleicht Louisen bey ihr zu sehen zu bekommen, und sich mit eignen Augen zu überzeugen, ob sie die Person sey, die seinem Freunde diejenige zärtliche Regung einflößen könne, welche er für seine Schwester empfand. Das Glück schien das Unternehmen unsres Amerikaners zu begünstigen: denn er traf Louisen gleich selbst bey Olivien an, und seine Erwartung von ihr wurde in der That nicht getäuscht.

Louise war ebenfalls eine schöne Blondine, mit Olivien von gleicher Größe, und ihr im Betragen und Manieren so ähnlich, daß man sie füglich für zwey Schwestern ansehen konnte. Ja, Louise hatte fast einen noch feineren Teint als Olivie, und an Lebhaftigkeit des Geistes übertraf sie ihre Freundin weit. Hierzu kam noch, daß ihr die gemäßigten Trauerkleider, welche sie um ihre verstorbene Verwandtin trug, ein un-

ausſprechlich reizendes Anſehen gaben. Die beyden Freundinnen wunderten ſich zwar anfänglich über Greenhalls ſo ſchnell wiederholten Beſuch; aber unſer Amerikaner war ein viel zu ſanfter, einnehmender Mann, als daß ſie in ſeiner Geſellſchaft, nicht hätten Vergnügen finden, und ihm ſeine Ueberraſchung verzeihen ſollen. Er ſelbſt fühlte ſich ungemein glücklich in den wenigen Stunden, die er bey dieſen ſchönen Mädchen zubrachte, und er gerieth in Verlegenheit, welcher von beyden er den Vorzug in ſeinem Herzen einräumen ſollte. Ueberlegte er aber, daß es hier nicht ſowohl auf ſein Glück, als auf die Beruhigung ſeines Freundes ankam, ſo beſchloß er, bey Olivien zu beharren, und Louiſen mit Riedebachen zu verbinden. Mit dieſem Vorſatze, und völlig überzeugt, daß Louiſe die Perſon ſey, die er für ſeinen Freund ſuchte, nahm er bald wieder ſeinen Abſchied, und kaum war er in Leipzig angelangt, ſo ſuchte er ſeinen Freund, in ſeiner Wohnung auf, um ihm von der wichtigen Entdeckung Nachricht zu geben, die er zur Beruhigung ſeines Herzens gemacht zu haben glaubte.

„Ich habe dir viel wichtiges zu sagen, Bruder! heitere dich auf! wir werden uns freuen, und bald — beyde glücklich seyn.„

Mit diesen Worten trat er in Riedebachs Zimmer, der in melancholische Betrachtungen vertieft, auf einem Sopha ausgestreckt da lag.

„Das soll mir lieb seyn!

antwortete jener,

„denn das Maas meiner Leiden ist voll. Ich kann nicht mehr dulden.„

G. „Weg mit deinen Grillen! die Liebe soll dich glücklich machen! und ich werde dir dazu helfen.„

R. „Und wie? — ist Olivie nicht mehr meine Schwester?

G. „Deine Schwester freylich! und noch mehr! — sie soll meine Gattin werden; — ich liebe sie.„

R. „Greenhall: — du?

G. „Ja! ja! — ich! — was kann dir darunter abgehen?„

X. „Mir? — doch — was will ich denn? — meine Schwester! — ich bin in Verzweiflung.„ —

G. „Wirst du mir deine Olivie nicht gönnen?„ —

X. „Gönnen? — o! von Herzen gern! müssen doch die Bewohner der Hölle, auch den Auserwählten den Himmel gönnen?„

G. „Du sollst auch in Himmel kommen!„

X. „Spotte nicht, Greenhall! habe Mitleid mit mir! Du siehst, ich bin ein unglückseliger Mensch — geboren, ein ewiger Sclave meiner ungereimten tyrannischen Leidenschaften zu seyn.„

G. „Und dennoch kannst du glücklich werden, wenn du nur willst.„

X. „Und ohne Oliviens Besiz?„

G. „Wenn sie in meinen Armen liegt, sollst du glücklich seyn.„

R. „Danke es deinem Schicksal, daß du Greenhall bist! sonst würd' ich dich für deine Kühnheit, mit meinen Zähnen zermalmen. Ein andrer, als du, dürfte mir ungestraft, nicht in Oliviens Taubenauge blicken. Aber — soll es denn so seyn, — muß mein eignes Herz mein Mörder werden, — darf ich den Engel nicht als Geliebte an meinen Busen drücken, der mein ganzes Wesen beherrscht, — gut! so bist du der einzige Mensch auf der Welt, aus dessen Armen ich sie nicht mit meinem Leben erkaufte. Nimm sie hin! aber bring mir sie nicht wieder vor Augen! ich werde sie nie wieder sehen.„ —

G. „Verlangst du nichts weiter?„

R. „Daß du mich den Augenblick verläßt.„

G. „Wenn ich dir erst gesagt haben werde, daß ein andres Mädchen auf

deine

deine Liebe wartet, ein Engel, in deren Armen du Olivien vergessen wirst.„

R. „Ich mag von keiner andern hören.„

G. „Und doch — doch mußt du!„

R. „Wo fänd' ich Oliviens gleichen?„

G. „Selbst an ihrer Seite, — in ihren Armen, — an ihrem Herzen.„

R. „O! wenn Olivie eine Freundin hätte, so müßte es ein Engel wie sie seyn.„

G. „Das ist Louise, des Predigers Tochter, die ich heute gesehen, gesprochen, bewundert habe.„

R. „Neue Räthsel! wie kamst du? —

G. „Ich habe Olivien besucht, und Louisen bey ihr gefunden.„

R. „Du? — heute schon? — unbegreiflicher Mensch!„ —

G. „Hast du Olivien nie von Louisen sprechen hören?„

X. „Sehr oft. Aber was gieng sie mich an?„

G. „Diese Louise bestimme ich dir. Du mußt sie sehen.„

X. „Ich müßte den ganzen Rest meiner Vernunft verloren haben, wenn ich deine Freundschaft verkennen sollte. Du bist ein vortreflicher Mensch, Greenhall! — aber ich werde Olivien nicht vergessen können; sie liegt meinem Herzen zu nahe.„

G. „Du wirst es, sobald du Louisen gesehen haben wirst. Die beyden Mädchen sind sich so ähnlich; man weiß nicht, welche man der andern vorziehen soll, ich bin beynahe in beyde verliebt, und nur darum habe ich mich Olivien gewidmet, weil sie die deinige nicht seyn kann; denn sonst hat mich Louise eben so sehr entzückt wie sie.„

X. So wär' ich doch begierig.„

G. „Recht so! morgen wollen wir wieder hin: denn das sage ich dir, der

Roman

Roman muß schnell gehen, von Zaudern bin ich kein Freund.„

R. „Aber wird Louisens Herz noch frey seyn? werd ich ihr gefallen?„

S. „Ueber die Bedenklichkeiten! wer wird gleich das schlimmste ahnden?„

R. „Das muß man heut zu Tage. Ein liebenswürdiges Mädchen ist ja kaum aus dem Ey gekrochen, so streben auch schon tausend Hände darnach. Und noch dazu — sie hat Vermögen — hat geerbt — kommt von Dresden — o! sie ist nicht mehr frey; das ist klar.„

S. „O ho! nur nicht gleich verzagt! wir werden ja doch sehen.„

R. „Und schrecklich getäuscht werden. O! Bruder! hier ist's nicht wie in Amerika, wo kein Mädchen eine Liebeserklärung annimmt, wenn sie nicht durch den Mund des Vaters gehet. Hier werden die Schönen von den lüsternen Jünglingen umflattert, — ihre Köpfe werden verrückt gemacht,

 und

und wer auf die Heurath gehen will, und sein Gegenstand ist nicht ganz eine Megära, so mag er immer erst fragen, ist das Mädchen nicht schon verplempert? sonst risquiret er auf den Hefen zu sitzen, und mit einem Korbe nach Hause geschickt zu werden, und wenn er der rechtschaffenste, und verdienteste Mann wäre. Hat das Mädchen vollends gar Vermögen, so fährt ihr der Stolz in den Kopf, und man kann tausend gegen eins verwetten, man wird die Dupe ihrer Bizarrerie, und das Opfer ihrer Launen; und welcher brave Kerl wird sich gern mit einer langen Nase nach Hause schicken lassen?„

So moralisirte Riedebach noch lange über das weibliche Geschlecht, und hielt seinem Freunde Widerpart, der sich blos an die Natur hielt, und sich gar nicht vorstellen konnte, daß das schöne Geschlecht in Europa sogar sehr verdorben seyn sollte, als es ihm der milzsüchtige Riedebach abzumahlen suchte. Ob unser Offizier recht oder unrecht hatte, dieß zu entscheiden, ist hier

unsre

unsre Sache nicht. Genug, er besaß Welt- und Menschenkenntniß genug, um seine Behauptungen durch Beyspiele zu erweisen, woran er es auch keinesweges fehlen ließ. Nichts destoweniger aber konnte er den zutraulichen Amerikaner nicht völlig überzeugen, und ihr Streit endigte sich endlich damit, daß Riedebach des andern Tages Louisen sehen sollte, und daß sich die beyden Freunde vorläufig darüber verglichen, der eine Olivien, und der andere Louisen zu heurathen.

Um ihren Plan auszuführen, eilten sie des andern Tages, auf Flügeln des Verlangens zu Olivien, in der Hofnung, Louisen wieder bey ihr zu finden. Aber die schöne Schwester war nicht zu Hause, sondern bey ihrer Freundin. Desto besser! sagte Greenhall, wir wollen sie aufsuchen; das ist die bequemste Gelegenheit, Louisen zu sprechen! — Sie ließen sich also bey dem Prediger melden, und wurden um so freundschaftlicher aufgenommen, weil Riedebach in diesem Hause schon bekannt war, und seinen Freund, als einen Mann von vielen Verdiensten empfahl.

Louise fiel zwar dem Bruder ihrer Freundin ziemlich stark in die Augen; aber dennoch reizte sie ihn nicht in dem Grade, als sein Freund Greenhall, und vielleicht er selbst wünschte. In Riedebachs Augen verlor sie in Vergleichung mit Olivien, ungemein an Liebenswürdigkeit, und es sey nun, daß sie würklich nicht die Höhe ihrer Freundin erreichte, oder daß Riedebach sie mit umnebelten Augen betrachtete, weil ihn seine Leidenschaft für Olivien, die Vorzüge ihrer Freundin nicht bemerken ließ; so war doch so viel gewiß, daß Greenhall seine Absicht nur halb erreichte: denn Riedebach fand bey Untersuchung seines Herzens nur allzudeutlich, daß Louise ihm seine liebenswürdige Schwester nicht vergessen machen werde. Inzwischen nahm er sich doch vor, nichts unversucht zu lassen, und zu dem Ende zwang er sich, Louisen den Hof zu machen, in der Absicht, dadurch vielleicht sein Herz zu leidenschaftlichen Empfindungen für sie zu erheben: denn so viel Kraft traute er Louisens Reizen doch zu, daß sie ihn, für den Verlust seiner Schwester nur einigermaaßen entschädigen würden.

Was

Was hingegen Greenhalln anbetrift, so gefiel ihm, die Wahrheit zu sagen, Louise weit besser, als Olivie. Aber aus Liebe zu seinem Freunde, und um seinen Plan mit ihm durchzusetzen, unterdrückte er die leidenschaftlichen Empfindungen, die für Louisen in seinem Herzen ansprachen, und täuschte sich selber, indem er bey Olivien den Liebhaber spielte, von deren Reizen er dieselben Würkungen erwartete, womit Riedebach sich bey Louisen schmeichelte. Wir unsres Orts aber wollen die beyden Liebhaber auf ihrem Wege fortgehen lassen, und inzwischen zusehen, was die beyden Mädchen von ihren Verehrern dachten.

In ihren Herzen hatte sich nun die Liebe, eben dieselben Bizarrerien erlaubt, womit sie die beyden Liebhaber bestrickte: denn gerade den schicklichsten Absichten entgegen, liebte Olivie ihren Bruder, und Louise war mehr für Greenhall eingenommen, als für seinen Freund. Wir wollen einmal hören, wie sich die beyden Schönen darüber einander entdeckten, und was sie über ihr Verhalten dabey für Abrede nahmen.

„Kommts

„Kommts dir nicht auch so vor, liebe Olivie!

sagte Louise,

„als' ob diese beyden Herren es unter sich verabredet hätten, uns mit Liebhabern zu versehen?„

O. „Allerdings! besonders scheint sich Greenhall viel Mühe zu geben, dich meinem Bruder gefällig zu machen.„

L. „Ja! ja! dieser Greenhall ist ein sonderbarer Mensch! — daß er sich auch just dahin wendet, wo er den geringeren Eindruck gemacht hat!„

O. „Wie verstehest du das?„

L. „Wie anders, als daß er bey dir sein Glück nicht machen wird, und sich dir doch eben so, wie dein Bruder, mir zum Liebhaber aufdringt.„

O. „Und wie können sie anders, wenn sie uns einmal in Beschlag nehmen wollen?„

L. „Freylich! dann müßtest du ja deinen Bruder lieben! das gienge ja doch

nicht

nicht an. Nur Schade, daß, wie ich befürchte, dein Bruder in deinem Herzen tiefer sizt, als der schöne Amerikaner.„

O. „Und ist das wundernswerth? soll ich meinen Bruder nicht mehr lieben, als einen Fremden?„

L. „Du täuschest dich selber, liebe Olivie! hier ist nicht die Rede von Bruderliebe. Antworte mir auf die Frage: wenn Riedebach nicht dein Bruder wäre, und er suchte dein Herz, und deine Hand, würdest du ihn nicht Greenhalln vorziehen?„

O. „Allerdings würd' ich das, gutes Mädchen! aber was folgt weiter daraus?„

L. „Weiter nichts, als daß es der fatalste Zufall von der Welt ist, daß dir die Vorsehung nicht Greenhalln, sondern Riedebachen zum Bruder gab.„

O. „Es ist traurig, Mädchen! ich muß es gestehen: dieser Greenhall — so

ein vortreflicher Mensch er ist — doch empfinde ich keine Neigung für ihn.„

L. „Desto besser für mich! denn ich muß dir nur sagen, dieser Amerikaner hat mein ganzes Herz erobert, so wenig er es vielleicht willens war.„

O. „O! das freut mich. Ich wünsche dir Glück dazu.„

L. „Ja! wenn das nur so alles wäre, liebe Olivie! — aber — aber —„

O. „Was — meine liebe Louise?„

L. „Ich befürchte, er hängt viel zu fest an dir, als daß ich mir auf sein Herz einige Hofnung machen könnte.„

O. „Das laß deine geringste Sorge seyn. Wir wollen ihn schon herumholen. Ich übernehme es, ihn selbst in deine Arme zu führen. Laß mich nur machen.„

L. „O, du gute Seele! du vollendest mein Glück. Aber — wenn ich dir

nur

nur auch zu deinem Riedebach verhelfen könnte!„ —

O. „Ach Louise! berühre diese Saite meines Herzens nicht! Er ist mein Bruder; ich werde mich daran begnügen, ihn im geheim zu lieben; und das muß ich, so lange mir meine Augen offen stehen.„

L. „Aber diese Liebe — meine Olivie! — sie wird dich elend machen. Ohne Genugthuung — was ist denn die Liebe anders, als eine Quelle von Herzensquaalen, die nie versiegt? — nein! ich muß dich von dieser unglücklichen Leidenschaft heilen. Habe Geduld! ich werde vielleicht einen andern liebenswürdigen Jüngling finden, den ich dir in deine Arme führen kann, wie du mir Greenhalln zuführest.„

O. „Nun! kommt Zeit, kommt Rath! Laß mir izt meine Liebe! und störe mich nicht in meinen Bemühungen, dich mit Greenhalln zu verbinden.„

Die guten Mädchen möchten vielleicht nur sehr geringe Fortschritte in Ausführung ihres Plans gemacht haben: denn Greenhall, so vorzüglich sein Herz an Louisen hieng, bestand doch schlechterdings darauf, sich um Oliviens Hand zu bewerben, blos um seinen Freund durch Louisen glücklich zu machen — hätte sich nicht eine höhere Führung in dieses Spiel gemischt, und der Sache eine viel andere Wendung gegeben. So sehr sich beyder Freunde Herzen gegen die von ihnen erwählten Mädchen strebten, so beschlossen sie doch, ihren Plan ohne Verzug auszuführen. Und zu Folge dieses Plans wollte sich Riedebach um Louisens, Greenhall aber um Oliviens Hand bewerben, und in dieser Absicht besuchten sie die beyden Mädchen, welche sich in Oliviens Hause just beysammen befanden. Sobald sie aber bey ihnen eintraten, entfernte sich Louise, unter dem Vorwande, daß sie in dem Hause ihres Vaters dringende Geschäfte habe. Riedebach begleitete sie zwar dahin, war aber nicht im Stande, sie nur eine Minute allein zu sprechen zu bekommen; und da er noch nicht wußte, wie Greenhalls Erklärung

rung bey Olivien ablaufen würde, so getraute er sich auch nicht, Louisens Vater etwas von seinem Vorhaben zu sagen, besonders da der Geistliche diese Gelegenheit ergriff, von Riedebachen Erkundigung über Greenhalls Familien-Umstände, die jenem sehr wohl bekannt waren, einzuziehen. Und dieses letztere that der Prediger mit so vieler Genauigkeit, und forschte so angelegentlich nach allen, auch den kleinsten Umständen, die Greenhalln betrafen, daß Riedebachs Verwunderung darüber, mit jeder Frage des Geistlichen stieg, und seine Neugierde zu wissen, warum jener sich so eifrig nach seinem Freunde erkundige, aufs äußerste gespannt wurde.

Immittelst aber hatte Greenhall seine Anwerbung bey Olivien gethan. Um der Seltenheit seines Ausdrucks willen, wollen wir hören, wie er sich erklärte, und wie ihm Olivie seine Anfrage wieder zurück gab. Ganz ohne Einleitung fragte er sie:

„Haben Sie nicht Lust zu heurathen, schöne Olivie?„

O. „Mit der Zeit —— warum das nicht?„

G. „Nicht auch izt?„

O. „Wenn sich eine gute Gelegenheit findet — auch das.„

G. „Die findet sich eben. Wissen Sie was? ich bin Willens, Sie zu heurathen. Wollen Sie mich haben?„

O. „Sie, Herr Greenhall: — es ist wahr, die Gelegenheit ist die beste von der Welt, nur Schade, daß ich nicht in sie verliebt bin!„

G. „Nicht? — können Sie mich gar nicht leiden?„

O. „Gott bewahre! Sie sind ein sehr liebenswürdiger Mann. Ich mag Sie sehr gern um mich haben, aber doch — denke ich — begreift das Verliebt seyn etwas mehr in sich.„

G. „Ich verstehe das. Liebe läßt sich nicht zwingen. Aber — ich muß Ihnen eben so offenherzig sagen; ich bin

so

so eigentlich auch nicht in Sie verliebt.„

O. „Und wollen mich doch heurathen?„

S. „Warum nicht? Sie sind schön; tugendhaft — ein vortrefliches Mädchen! Sie gefallen mir; ich mag Sie gern um mich leiden; warum soll ich Sie also nicht heurathen?„

O. „Sie hintergehen mich, Freund! das sind Ihre Bewegungsgründe nicht allein.„

S. „O! ich will Sie nicht hintergehen; ich habe freylich noch einen andern Bewegungsgrund.„ — —

O. „Und der wäre?„

S. „Ihr eigner Bruder ist in Sie verliebt. Um ihn nun von dieser Liebe zu heilen, will ich ihn mit Louisen verbinden, und damit er Sie aus den Augen verliert, will ich Sie heurathen. Ich denke doch mit Ihnen glücklich zu leben.„

O. „Nur Louisen werden Sie einen sehr schlechten Dienst damit erweisen.„

G. „Und warum das?„

O. „Weil Louise in Sie verliebt ist.„

G. „In mich? in mich?„

O. „Nicht anders. Sie hängt mit ganzer Seele an Ihnen.„

G. „O! das ist ja ganz vortreflich! denn auch ich liebe diese Louise — o Olivie! — wenn ich Sie so liebte, wie herrlich wäre das?„

O. „So heurathen Sie doch Louisen!

G. „Sie machen mich verrückt, Mädchen! — göttliche Louise! — wenn du mein wärest — ich glücklicher Mensch! Louise liebt mich — ich werde sterben vor Freude — Ja! sie soll — sie muß mein seyn.„

O. „Recht so, Herr Greenhall! zwey gleichgestimmte Herzen gehören für einander!„

G. „Und doch — nein! es geht nicht — was soll aus meinem Freund werden? — nein! ich habe ihm mein Wort gegeben; und ein Amerikaner hat nie seine Zusage gebrochen. Sie — Olivie! müssen mich heurathen; ich werde es Ihrem Vormunde sagen.„

Die aufrichtige Olivie mochte Bitten, und Vorstellungen thun, wie sie wollte; Greenhall nahm seinen Huth und gieng von dannen. Olivie aber — um ihren Plan doch noch auszuführen, hieng sich an seinen Arm, und folgte ihm bis zu dem Prediger.

Eben traten sie in das Zimmer, als Riedebach im Begriff stand, seine Worte um Louisen, bey ihrem Vater anzubringen. Greenhall aber redte den Geistlichen sogleich mit diesen Worten an:

„Lieber Herr Pastor! ich und mein Freund Riedebach, wir sind heute in der Absicht hier, um uns Weiber zu nehmen. Ich habe mir Olivien auserfehen, und mein Freund hat sich Ihre Louise erwählt. Ob er Ihnen

schon etwas davon gesagt hat, weiß ich nicht. Ich hingegen habe Olivien schon meine Absichten eröfnet. Sie will zwar noch nicht recht dran. Aber da ich sie ganz gewiß glücklich machen werde, so wird sie mir wohl ihre Hand nicht abschlagen, sobald Sie als Vormund Ihre Einwilligung darein geben. Was meinen Freund anlangt, so schenke ich ihm so viel als Oliviens Erbtheil von ihrem Vater beträgt, und lege noch 500 Pfund, aus meinem Vermögen hinzu, um Louisen mit einem Mann zu verbinden, den ich mir einmal glücklich zu machen vorgenommen habe. Wider Riedebachs Stand und Karakter werden Sie wohl nichts einzuwenden haben. Er ist ein rechtschaffener Mann, und mein Freund; und meine Leute kenn ich. — Geben Sie uns Ihre Erklärung Herr Pastor! was haben wir zu hoffen?

Vor Erstaunen über diese eben so unerwartete, als seltsame Freywerberey ganz sprachlos, stand der gute Prediger da, ohne

zu

zu wissen, was er darauf antworten sollte. Er machte einige Einwendungen, die aber Greenhall mit seiner Bereitwilligkeit, allen möglichen Hindernissen abzuhelfen, bald zu heben wußte. Da endlich der Amerikaner nochmals auf bestimmte Antwort drang, rufte der Pastor Louisen herbey, eröfnete ihr Riedebachs und Greenhalls Anträge, und, als es endlich auf seiner Entschliesßung beruhte, erklärte er sich also:

„Was Ihre Anwerbung betrift, mein lieber Herr Kapitän! so habe ich gar nichts dagegen, sobald Louise sich für Sie erklärt. Ihre Verbindung mit meinem Hause gereicht mir zur Ehre, und macht mir um so mehr Vergnügen, da Sie der Sohn meines verblichenen besten Freundes sind. Aber Sie Herr Greenhall können Olivien niemals heurathen: denn — Sie sind ihr Bruder.„

G. „Was? ich? Oliviens Bruder? —

R. „Und ich nicht? — O! Olivie! wenn du nicht meine Schwester wärest. —

G. „Aber mein Gott! — wie geht das zu?

„Auf die natürlichste Weise von der Welt —

fuhr der Geistliche fort,

„hören Sie Nachrichten, worüber Sie erstaunen werden! Sie erinnern sich doch, Herr Greenhall! an den traurigen Tod Ihres Vaters? — Der ihn ums Leben brachte, war der Vater Ihres Freundes — mein hier verstorbener Freund, der Herr von Riedebach —

Die beyden Freunde standen da, sich mit Erstaunen und Entzücken betrachtend; eben wollten Sie einander in die Arme sinken, um die Asche ihrer Väter, durch einen erneuerten Freundschaftsschwur zu versöhnen, als der Geistliche weiter fortfuhr:

„Olivie ist die verlorne Schwester, die ihr Onkel, Herr Greenhall, in ganz Amerika vergebens gesucht hat. Der unglückliche Riedebach hielt sich nach

dem

dem Morde Ihres Vaters noch einige Zeit, verborgen in Pensylvanien auf, um seine Güter zu Gelde zu machen. Sie erinnern sich, daß Ihre Mutter die vertrauteste Freundin von Riedebachs Gattin war. Denn die leztere war ebenfalls eine Amerikanerin. Als jene die Herannäherung ihres Todes fühlte, lag ihr besonders die kleine Olivie am Herzen, die sie als eine verlassene Wayse hinterließ. Sie glaubte solche, in keine treueren Hände geben zu können, als wenn sie dieselbe ihrer Freundin anvertrauete. Sie ließ also die Frau von Riedebach einige Stunden vor ihrem Tode zu sich kommen, und übergab ihr Olivien. Niemand, der um die Sterbende zugegen war, kannte jene Dame; und daher konnte Oliviens Aufenthalt nicht erforscht werden. Bald darauf gieng Riedebach wieder nach Europa zurück, und wandte sich mit seiner Familie hieher, wo er seine Tage in einer stillen Einsamkeit zubrachte. Den Mord des Herrn Greenhall hat er durch

durch eine unaufhörliche Reue, und durch manchen innern Schmerz verbüsset. Denn es hatte sich nachher entdeckt, daß er ihm Unrecht gethan hatte, indem Greenhall an dem Verdachte eines vertrauten Umgangs mit seiner Frau gänzlich unschuldig war. Um nun das Unrecht, das er dem Herrn Greenhall zugefügt hatte, einigermaaßen wieder zu vergüten, nahm er Olivien an Kindesstatt an, und erzog sie so, wie Sie solche gefunden haben. Alle diese Umstände entdeckte er mir noch auf seinem Todbette, und empfahl mir die Fürsorge für die gute Olivie auf mein Gewissen. Nun sehe ich aus dem, was mir der Herr Kapitän von Ihren Umständen, Herr Greenhall! erzählt hat, daß Sie der Sohn meines Freundes sind, und aus dieser Ursache werden Sie sich selbst bescheiden, daß eine Verbindung zwischen Ihnen und Olivien, zur Unmöglichkeit wird.„

„Ich danke Ihnen für Ihr Nachrichten,

versetzte Greenhall hierauf,

„Sie haben mich von einer abscheulichen Handlung gerettet. Es ist gewiß, ich bin dein Bruder, Olivie! komm an mein Herz, und nimm Theil an der Liebe, die ich dir künftig als Bruder weihe!

Bey diesen Worten umarmte er Olivien; dann wandte er sich zu seinem Freunde, und küßte ihn ebenfalls mit den Worten:

„eine wunderbare Sympathie fesselte uns in wenig Minuten an einander. Mir dünkt dieß ein Wink der Vorsehung zu seyn, daß die Söhne durch ihre Eintracht die Asche ihrer Väter versöhnen sollen, die sich aus Mißverstand entzweyten, und einander um Leben und Glückseligkeit brachten.„

„Die Vorsehung führt uns wunderbare Wege,

antwortete Riedebach,

„und wohl uns, wenn wir sie nicht muthwillig verlassen! Unser Freundschaftsbund sey hiermit erneuert, und auf ewig befestiget! Aber was soll nun aus unsrer Liebe werden? Du bist Oliviens Bruder; soll ich — an Louisens Hand allein der Glückliche seyn?„

„O! da wollen wir uns bald helfen,

versezte der entschlossene Greenhall,

„und ich glaube, die Vorsehung hat es selbst so gewollt. Wir wechseln unsre Schönen, und denn, denk' ich, werden unsrer aller Wünsche erhört seyn.„

Riedebach faßte hierauf Oliviens Hand, drückte sie an seinen Mund und sagte:

„was denkst du zu dem Vorschlage deines Bruders? darf ich mir schmeicheln, daß du mir als Gattin das auch seyn könntest, was du mir als Schwester warst? Ungeachtet des Ver-

hält-

hältnisses, worinn wir zusammen standen, liebte ich dich mit einer höheren Leidenschaft, als man eine Schwester lieben soll, mit einer Leidenschaft, die mich elend machte. Izt scheint sie aber, die ganze Summe meines Glücks auszufüllen. Darf ich dich noch ferner, als meine Olivie, an mein Herz drücken?„

Das von der schnellen Veränderung ihrer Umstände ganz berauschte, und von zärtlichen Empfindungen für ihren gewesenen Bruder, ganz hingerissene Mädchen, sank nun fast ohne Bewußtseyn, in die, nach ihr, schon ausgebreiteten Arme ihres Geliebten. Nur die wenigen Worte:

„Ach! ich bin dein, mein Erwählter! ich war es längst —

flossen von ihren schönen Lippen; und Riedebach fieng sie mit einem feurigen Kuße auf. Ihre Seelen vereinigten sich in diesem Augenblick zu jenem süssen Bande der Zärtlichkeit, das auch die Pforten der Ewigkeit

in

in edlen wahrhaftig liebenden Herzen, nicht zu trennen vermögen.

Greenhall, Louise, und ihr Vater standen voll süssen Mitgefühls des Glücks ihrer Freunde da, und freuten sich dieser, der Menschheit würdigen Vereinigung. Der alte Vater ließ einige Thränen fallen, und sahe Greenhalln und Louisen an, die sich kaum getrauten, einander in die Augen zu blicken.

„Auch ihr wollt gern glücklich seyn,

sagte er,

„was zögert ihr, euren Freunden zu folgen?„

Und nun — war ein einziger Blick, den beyde Liebende einander zuwarfen, die Losung des Ausbruchs ihrer Zärtlichkeit. —

Meine Louise! mein Greenhall! — mit diesen Worten stürzten Sie einander in die Arme. Busen an Busen gedrückt,

und

und Lippe auf Lippe geheftet, schworen sie sich ewige Liebe und Treue. —

Daß Louise ihr Vaterland verlassen, und ihrem Geliebten nach Amerika folgen sollte, gieng ihr zwar nahe, und preßte ihrem Vater bittre Thränen aus. Aber welches treue Weib wird nicht Vater und Mutter verlassen, und ihrem Manne anhangen? — So auch Louise. Mit ihrem Greenhall führt sie nun das Ideal einer glücklichen Ehe in einem Lande, wo Freyheit und Natur sich vereinigen, über ihre Bewohner das Füllhorn des Segens und ächter Glückseligkeit herab zu schütten.

Riedebach blieb mit Olivien zum Troste des alten Geistlichen, der dieses würdige Frauenzimmer wie seine eigene Tochter liebte, noch in Europa. Er ist aber entschlossen, nach dem Absterben des Predigers, seine Dienste zu verlassen, und seinem Freunde Greenhalln ebenfalls in das Land der Freyheit und der unverdorbenen Natur zu folgen.

Sympathie der Seele ist die erste Grundlage der wahren Liebe; zeitliche Vortheile

sind ihr Tod. Wer sein Glück in der Ehe finden will, der unterdrücke nicht jene Sympathie, und binde sich nicht, um schnöder Nebenabsichten willen, an einen Gatten, in dessen Umarmungen die wahre Zärtlichkeit ihr Grab finden muß.

Der
reiche Jüngling.

Zehente Scene.

Fülle unendlicher Glückseligkeiten! —— Quelle zahlloser Abscheulichkeiten! — Reichthum! — von Thoren wirst du verlästert, von Wüstlingen und Geizigen bis in den Himmel erhoben! und — wie unverantwortlich wirst du gemißbrauchet! — Schwelger brauchen dich zu Ausübung ihrer abscheulichen Lüste; — Narren und Ignoranten schwingen sich unter deinem Schutze, zu hohen Würden der Welt empor; — Bösewichter decken mit dir ihre Schandthaten zu, und erkaufen sich mit deinem Preise, die Ehrerbietung der Menschen; — Geizige füllen mit deinen Kostbarkeiten ihre todten Kästen an, und laben ihre unedlen Herzen, an deinem vergänglichen Glanze; — dich zu erlangen, werden Wittwen und Waysen gedrückt, Arme ausgesogen, und andre Reiche durch Kabalen um deinen Besitz gebracht;

gebracht; dich zu erhalten, und zu vermehren, erlaubt man sich, Falschheit, Betrug, Raub, Mord, und das ganze Gefolge von Niederträchtigkeiten, und Frevelthaten, welche von jeher die Menschheit entehrten; — selbst der Weise, oft geblendet von deinem verführenden Schimmer, sinkt aus Liebe zu dir nicht selten zum Thoren, und der Tugendhafte zum Bösewicht herab; Länder kannst du verwüsten, Thronen umstürzen, und die Götter der Erde, mit Blutdurst, und Raubbegierde beseelen. — Unendlich glücklich glauben sich die Kinder der Erde in deinem Besitz, und selten denken sie, von deinem Glanze umzaubert, an das weise Wort des großen Solons, daß niemand vor seinem Tode glücklich genennet zu werden verdiene!

Aber auch — der Reichthum zu seinem wahren Zweck angewendet — nämlich zur Glückseligkeit unsrer Brüder; — welch' eine Quelle himmlischer Seligkeiten ist er dann! — Von dieser Wahrheit ganz durchdrungen, will ich es versuchen, das Gemälde eines Reichen hier aufzustellen, und zu zeigen, wie

er seinen Reichthum anwandte, und wie er dadurch seine eigene Glückseligkeit baute. Möchte meine Schilderung auch den Reichen meiner Leser gefallen! — den Beyfall der Armen hat sie gewiß.

In einer der reizendsten Gegenden am Ufer der Elbe, lebte ein alter Land Edelmann von achtzig Jahren auf seinem sehr ansehnlichen Ritterguthe, wozu gewiß neun bis zehen Dörfer gehörten. Wenigstens dreymal hunderttausend Thaler besaß er im Vermögen; er war aber einer jener zusammenscharrenden Geizigen, die ihren Reichthum in die Kästen werfen, ohne selbst etwas davon zu genießen, und ohne den Hülfsbedürftigen damit zu unterstützen. Der Tod übereilte ihn, eh' er noch so viel Zeit gewann, sein Testament zu machen. Denn bey gesunden Tagen konnte ihn niemand dazu bewegen, weil er sich einbildete, die Festsezung seines lezten Willens sey die gewisseste Vorbedeutung von seinem Tode. Da er nun im ehelosen Stande gelebt hatte, und folglich keine Kinder hinterließ, so fiel sein ganzes Vermögen an seines Bruders Enkel, einen

einen jungen Menschen von ein und zwanzig Jahren. Denn die ganze Familie derer von Richmannseg — so hieß der Verstorbene und so hieß auch sein junger Erbe — war ausgestorben bis auf diesen einzigen jungen Menschen. Man sagte zwar daß noch eine Anverwandtin von diesem Hause in Frankreich lebe, die als Fräulein von Rheinthal einst von einem französischen Offizier entführt worden sey: aber die Verwandschaft des alten Richmannseg mit dieser Weibsperson bestand nur in einer Art von Schwägerschaft: folglich blieb der junge Richmannseg auch denn noch immer der einzige Erbe dieses großen Vermögens.

Der Großvater dieses Jünglings hatte sein eigen Vermögen in Preußischen Kriegsdiensten zugesetzt; der Vater desselben gieng ebenfalls in Preußische Dienste, wurde aber im Kriege zum Krüpel geschossen, und abgedankt. Hernach lebte er noch einige Jahre, auf einem Dorfe in der Mark in schmählichster Armuth. So reich nun auch sein Onkel war, so unterstüzte ihn doch dieser fühllose Mann mit gar nichts, theils blos aus

Geiz, theils auch darum, weil der unglückliche Neffe eine Mißheurath gethan hatte: denn der sonderbare Mensch hatte den sehr unadelichen Einfall gehabt, eine junge liebenswürdige Bäurin zu heurathen, die zwar schön und tugendhaft, aber eine elterlose Wayse, und ebenfalls sehr arm war. Die gute Gattin folgte ihrem Manne, aus Gram, über diesen ihren Verlust, bald im Tode nach, und unser Jüngling wurde als ihr einziges Kind im vierten Jahre seines Alters, einem armen Anverwandten von seiner Mutter, hinterlassen, der ein kleines Gütgen in demjenigen Dorf besaß, worinn der unglückliche Richmannseg starb. Von diesem Manne wurde denn unser junger Edelmann auch anders nicht, als wie ein Bauer erzogen: denn sein Uronkel nahm sich seiner, aus fortgesetztem Haß gegen seinen Vater, auf keine Weise an. Ja! er hätte ihn unfehlbar auch enterbt, wenn ihn der Tod nicht an diesem niederträchtigen Vorsaze gehindert hätte.

Wenn wir unsern Lesern eine Beschreibung von diesem jungen Menschen machen

 sollen;

sollen; so sind wir in der That darüber verlegen, was wir ihm eigentlich für einen Karakter beylegen sollen: denn er hatte würklich in seinen jungen Jahren gar keinen. So sehr durch die Erziehung vernachläßiget, daß die schönsten Kräfte der Seele, die in ihm lagen, unentwickelt geblieben waren, machte sein Karakter ein gewisses Gemisch von unbestimmten Neigungen und Trieben aus, die sich am Ende in gar nichts auflößten. Er besaß zwar von Natur ein gutes edles Herz, aber er wußte nicht, was er damit anfangen sollte; seinen Verstands-Kräften fehlte es nicht an Helle und Klarheit, aber er vermogte diese Kräfte nicht zu nutzen. Seine guten Neigungen lagen gleichsam in einem Schlummer der Seele begraben, woraus sie noch kein äußerlicher Anstoß erweckt hatte. Gleiche Bewandniß hatte es auch mit seinen natürlichen Trieben zum Laster, deren er jedoch weniger, als zur Tugend hatte. Auch diese wußte er nicht zu brauchen; und daher fiel er nur sehr selten darauf, sich irgend einer kleinen unedlen Handlung schuldig zu machen. Sonst liebte er die Einsamkeit sehr: sprach

immer wenig, und es behagte ihm am besten, wenn sich kein Mensch um ihn bekümmerte; aber auch diese Einsamkeit konnte er zum Denken nicht nutzen; denn es fehlten ihm die Gegenstände dazu, und er brachte oft ganze halbe Tage — mit nichts denken hin. Von äußerlicher Figur war er schön, und wohlgebaut. Seine Bildung hatte überaus viel empfehlendes und seinem Betragen hatte die Natur einen gewissen Anstrich von Sanftmuth und Güte verliehen, wodurch er jedermann gefiel.

Man kann sich leicht vorstellen, daß er gleichsam aus den Wolken zu fallen glaubte, als er die Nachricht erhielt, daß er das Vermögen seines Uronkels, woran er beynahe gar nicht gedacht hatte, geerbt habe. Er kam hin auf das ihm zugefallene Gut, sah sich von Bedienten, und Leuten umringt, die ihn als ihren gebietenden Herrn verehrten, und sahe sich im Besiz eines Reichthums, der über alle seine Begriffe gieng. Was Wunder, daß er über zwey Monate zubrachte, ehe er sich nur einigermaaßen in die Metamorphose seiner Lage finden, und

sich von der Betäubung erholen konnte, worein sie ihn gesezt hatte? —

Aber auch dann war er nichts weniger als glücklich. Sein großer Reichthum wurde ihm zur Last, und machte ihn höchst unglücklich: denn er überhäufte ihn mit einer Menge Sorgen, und Beschäftigungen, die er vorher nicht einmal dem Namen nach gekannt hatte. Da er nun niemals an dergleichen Geschäfte gewöhnt worden war, so brauchte es in der That die Aufbietung seiner ganzen Aufmerksamkeit, um dieß sein großes Vermögen zu erhalten. Nichts destoweniger sah' er sich nicht selten von seinen eignen Untergebenen hintergangen; dieß verdroß ihn denn, und verleidete ihm seinen Reichthum immer mehr, je weniger er sonst nur einen Begriff davon bekommen hatte, was Betrug, und Bevortheilung war. Mitten unter seinen Geschäften bemächtigte sich seiner auch oftmals das Ungeheuer, die Langeweile, die ihn nicht selten mit den namenlosesten Quaalen folterte: denn er hatte keine Bekanntschaft unter seinen Mitmenschen, um sich in ihrer Gesellschaft vergnü-

gen zu können, und von den gewöhnlichen Zerstreuungen, und Annehmlichkeiten des Lebens hatte er so wenig Begriffe, daß er gar nicht einmal auf den Gedanken fiel, sich dadurch das Leben nur ein wenig erträglich zu machen. Sein ansehnlicher Reichthum gab ihm nicht die mindeste Veranlassung zum Vergnügen: denn theils reizten ihn seine Begierden überhaupt fast gar nicht dazu, theils waren sie auch zu sehr auf die, ihm zur Gewohnheit gewordene einsame Lebensart eingeschränkt, als daß deren Befriedigung seine Seele nur im mindesten hätte berauschen sollen. Da war keine Leidenschaft, die ihn zu schimmernden, brausenden Ergözlichkeiten hinreißen, keine Verbindung, die ihm die Ausübung einer Pflicht zum Vergnügen machen konnte. Er sah also auf keine Weise ein, was er mit seinem Reichthum, zur Erreichung der Glückseligkeit seines Lebens für einen Gebrauch machen könnte.

Nach und nach wurde ihm denn nothwendig sein Zustand immer langweiliger, immer eckelhafter, immer peinlicher. Seine

Seele

Seele fiel in eine gewisse düstre, gramvolle Melancholie, die er durch nichts in der Welt zu zerstreuen wußte. Da er keine Grundsäze der Moral besaß, und auch die Religion blos nach dem Leisten gelernt hatte, so gerieth er im Taumel seiner schwermüthigen Laune oft auf die sonderbarsten und abentheuerlichsten Gedanken. Endlich stieg sogar eine Betrachtung in seiner Seele auf, von welcher ich in der That kaum begreife, wo sie herkam, so seltsam und unerklärbar war sie in seinen Umständen. Es war keine andere, als daß er anfieng zu zweifeln, ob ein Leben, das ihm so äußerst peinlich und bitter sey, und in welchem er, mehrere Annehmlichkeiten zu finden, gar keine Hofnung habe, verdiene erhalten zu werden? ob nicht in jenem Leben mehr Vergnügen zu erwarten sey? und ob es also nicht besser wäre, das leztere dem ersteren vorzuziehen, und sich sobald als möglich dorthin zu versezen? — jemehr er diesem Gedanken nachhieng, desto besser behagten sie seinen verwirrten und umnebelten Phantasieen, so daß er endlich würklich für den Tod entschied, und nur noch darüber mit sich zu Rathe gieng, wenn

er

er sein Vermögen vermachen wolle? — Allein die Vorsehung bereitete ihm indeß eine Bahn, wo ihre Weißheit den Menschen ein Beyspiel geben wollte, wie sie den Reichthum anwenden, und sich dadurch selbst glücklich machen sollen.

Als Richmannseg mit jenem unseligen Vorsaze umgieng, und eines Morgens, nach seiner Gewohnheit, ein kleines Gehölze besuchte, das gerade hinter seinem Schloßgarten lag, und, wo er in der Einsamkeit seinen schwermüthigen Launen nachzuhängen pflegte; sah' er plözlich mitten auf dem Fußsteige, den er betreten mußte, eine ziemlich große Schachtel stehen, die sehr fest mit Bindfaden umwunden, und versiegelt war.

Auf den Deckel dieser Schachtel waren die Worte geschrieben:

„An den Herrn von Richsmannseg!„

Unser Held wurde neugierig darauf. Er hob die Schachtel auf. Sie war ziemlich schwer; aber demungeachtet trug er sie selbst in seine Wohnung, und eröfnete sie dort.

Aber — wie erstaunte er, als er ein neugebornes Kind, in sehr saubere Betten eingewickelt darinn fand, das ihn freundlich anlächelte, und überaus gesund und munter zu seyn schien! Dieser Anblick drang ihm durch Mark und Bein; einige Minuten stand er da, wie angedonnert, und wußte nicht, was er beginnen sollte. Ein Blatt Pappier aber, das in die Windelschnur gesteckt war, riß ihn aus dieser Betäubung. Es enthielt folgende Zeilen:

„Der reiche von Richmannseg wird sich vielleicht freuen, hier eine Gelegenheit zu finden, wo er einen kleinen Theil seines Reichthums anwenden kann. Eine Unglückliche von Stande flehet ihn an, dieses ihr Kind aufzunehmen, und es so lange zu erziehen, bis dessen Mutter, die er an den Zügen dieser Buchstaben erkennen kann, es wieder von seinen Händen fordern wird. Das Mädchen ist noch nicht getauft: man bittet also diese Pflicht der Religion mit ihm nicht zu versäumen. Es soll den Namen seiner Mutter

ter Henriette führen. Will der Herr von Richmannseg, dieser bejammernswürdigen Mutter noch eine Wohlthat erzeigen, so erwartet sie von ihm tausend Thaler, welche er nach D— an Herrn St— Gastgebern im goldnen Löwen zu senden, gebeten wird.„

Kaum hatte Richmannseg diese Zeilen gelesen; so rief er seine Haushälterin herbey, befahl ihr, auf das Kind Achtung zu geben, und lief ohne Verzug zum Geistlichen des Orts, um mit diesem zu überlegen, was nun mit dem Kinde anzufangen sey? Der Geistliche ließ sogleich durch seine Frau eine Amme im Dorfe aufsuchen, und sorgte für dessen Taufe, welche denn auch noch denselben Tag vor sich gieng, und wobey unter andern Richmannseg auch selbst Pathenstelle vertrat.

Sobald nun wegen Versorgung der kleinen Henriette alles in die beste Ordnung gebracht war — denn Richmannseg ließ es sich sehr angelegen seyn, das Vertrauen zu erfüllen, das die unglückliche Mutter des Kindes in ihn gesezt zu haben schien; so eilte

er auch die gebetenen tausend Thaler an den vorgeschriebenen Ort abzusenden. Ein andrer, an seiner Stelle, würde alle diese Handlungen vielleicht für kein geringes Verdienst um die Menschheit angesehen haben. Ihm aber kam so etwas gar nicht in Sinn; er glaubte, daß er hier weiter nichts thäte, als was er thun müßte. Das Geld achtete er würklich so wenig, daß er jene tausend Thaler mit einer gewissen Kaltblütigkeit wegschickte, als ob daran gar kein Zweifel wäre, daß dieses Geld auch in die rechten Hände komme. Ob übrigens die Person, der es bestimmt war, diese Wohlthat verdiene? darum sich zu bekümmern, fiel ihm auch mit keinem Gedanken ein.

Inzwischen vertrieb doch dieser Vorfall die Todesgedanken gewißermaaßen wieder aus seiner Seele, und machte vielmehr andere Ideen in ihm rege, die seiner würdiger waren. Er sah' es wohl ein, daß er eine Unglückliche aus ihren Nöthen gerissen habe, und dieß machte ihm eine Art von Vergnügen. Sein Herz fieng an, sich zu erheben, wenn er dachte, daß andere ihm ihre

Wohlfahrt zu verdanken hätten. Schon begann er die Freuden von fern zu empfinden, welche die Menschenliebe und die Wohlthätigkeit gewährten, und dieß führte ihn denn auf den Gedanken, zu versuchen, ob er mit seinem Reichthum nicht mehreren Menschen dienen und auf Beförderung ihrer Glückseligkeit, seine eigene gründen könne? —

Sobald dieser Gedanke zum Vorsaz gereift war, eilte er auch unverzüglich, ihn auszuführen. Zu dem Ende suchte er erst alle Dürftige und Unglückliche in seinen Dörfern auf, unterstüzte sie mit der edelsten Freygebigkeit, und brachte es in kurzer Zeit dahin, daß er von seinen Unterthanen beynahe vergöttert wurde. Alsdann breitete er sich in der Nachbarschaft aus, und jedermann der ein Anliegen hatte, durfte sich nur dreist an ihn wenden, und er konnte gewiß auf Hülfe und Unterstützung von ihm rechnen.

Seine wohlthätigen Gesinnungen erweiterten sich gleichsam Stufenweise; und so stiegen denn auch die daraus folgenden großmüthigen Handlungen, die er ausübte, immer höher. Nachdem er seine Wohlthaten

bisher fast größtentheils nur solchen Unglück-
lichen erwiesen hatte, die gleichsam auf offe-
ner Strasse ihre Hülfe von den Vorüberge-
henden erwarten, und als er sahe, daß diese
sich so dankbar dafür bezeigten; was konnte
er nicht von solchen hoffen, die in unendli-
cher Menge, mit gleichen Bedürfnissen mehr
Seelenadel verbinden? Eine so schmeichel-
hafte Hofnung konnte nicht anders, als
seinem Herzen das edelste Vergnügen gewäh-
ren. Er fieng also auch nunmehr an, sich
daraus ein besonderes Geschäft zu machen,
daß er diejenigen selbst aufsuchte, die seiner
Unterstüzung, noch um anderer Ursachen
willen, als blos in Betref seiner eigenen
Menschenliebe würdig waren. Und wie er-
staunte er denn, als er gewahr wurde, daß
sich ihm hier ein so weites Feld der Wohl-
thätigkeit eröfnete; daß die Welt von Un-
glücklichen wimmelte, die ein besseres Schick-
sal verdienten! — In diesem Kreise breitete
er sich nun also nach allen seinen Kräften
aus. Aber er hatte nun auch gelernt, mit
seinen Wohlthaten, die großmüthigste und
edelste Schonung der Dürftigkeit zu verbin-
den. Er wußte sie immer so zu vertheilen,

daß

daß er empfindlichen Seelen, die Verwirrung und die Schaam ersparte, ihre Armuth öffentlich an Tag kommen zu lassen. Ja! er schonte ihre Delicatesse oft so sehr, daß er ihnen sogar alle Gelegenheiten, ihm dafür zu danken, benahm.

Es konnte nicht fehlen, diese großmüthigen Bemühungen um die Glückseligkeit seiner Brüder, mußten den Herrn von Richmannseg, auf die angenehmste Weise von der Welt beschäftigen. Und welche Veränderung gieng dadurch nicht mit seinem Gemüthszustande vor! Izt war ihm sein Reichthum gar nicht mehr zur Last, ja er wurde ihm vielmehr eine Quelle der reinsten Vergnügungen. Izt hatte er keine müßigen leeren, zwecklosen Stunden mehr, die er nirgendshin zu thun wußte; er beklagte sich vielmehr oft selbst darüber, daß ihm die Zeit viel zu bald verfliege, und daß er aus Mangel derselben, manche gute Handlung unterlassen müsse, die doch oft so nothwendig sey.

Wahre Unmöglichkeit wäre es, auch nur die vorzüglichsten Thaten der Menschenliebe, womit sich dieser junge Herr beschäf-

tigte, hier zu erzählen: denn dazu würde der Raum eines dicken Buchs kaum hinreichend seyn. Wir müssen uns also blos darauf einschränken, unsern Lesern nur einige derselben mitzutheilen, und zwar von der Art, bey welchen er seinen Einfluß auf das sorgfältigste geheim hielt, und sonst mit äusserster Delikatesse zu Werke gieng.

In einer gewissen Gesellschaft traf er einst ein junges Frauenzimmer an, das ihm wegen ihres schönen Ansehens, und wegen ihres sittsamen Betragens ungemein in die Augen fiel. Zugleich bemerkte er auch an dieser Schöne ein gewisses, niedergeschlagenes Wesen, das einen heftigen Kummer der Seele zu verrathen schien. Richmannseg erkundigte sich daher, bey einem Mitgliede der Gesellschaft weiter nach diesem Frauenzimmer, und da erfuhr er denn: daß sie die Tochter eines armen Landpfarrers sey, der ihr keine Mithülfe geben könne. Von einem jungen Mann in der Nachbarschaft, der ebenfalls sehr arm sey, und sich blos von den Früchten seines Fleißes nähre, werde sie zwar geliebt; aber dieser Mann könne sie

eben

eben um beyder Armuth willen nicht heurathen; ein Freund von ihm gebe sich Mühe, ihn mit einer Person von Vermögen zu verbinden, die aber Herr Silli, so hieß der junge Mann, nicht lieben könne; und — vermuthlich sey auch wohl dieß die eigentliche Ursache von Sophiens anscheinender Melancholie. —„

Herr von Richmannseg sagte nichts darauf, als daß er dem Fremden für diese Nachricht dankte. Den Tag drauf aber schickte er dem Herrn Silli, durch einen unbekannten Boten, der sich auch sogleich wieder entfernen mußte, folgendes Billet zu:

Mein Herr!

„Belieben Sie, einem Ihnen unbekannten Freunde, in einigen Zeilen, welche morgen um 10 Uhr von Ihnen abgeholet werden sollen, zu melden, wie viel Sie an baarem Gelde brauchen, um Ihre Einrichtung mit Bequemlichkeit zu machen, wenn Sie Ihre Sophie heurathen wollen!„

Silli erstaunte, — aber er beschloß doch den Willen des Unbekannten zu erfüllen, und daher schrieb er auf ein Billet:

„500 Rthlr. zur Nothwendigkeit.„

versiegelte es, und zur bestimmten Zeit wurde es ihm von demselben Boten abgefordert, welcher niemand anders war, als unsers Helden verkleideter Bedienter, den er, als einen treuen verschwiegenen Menschen zu dergleichen Geschäften zu brauchen pflegte.

Hierauf vergiengen nicht acht Tage, so bekam Sophie, durch einen, ihr gleichfalls unbekannten Boten, der sich augenblicklich wieder entfernte, tausend Thaler zugeschickt, mit folgendem Billet:

„Ihrem Geliebten fehlen nur tausend Thaler, um Sie mit Bequemlichkeit heurathen zu können. Hier sind sie zu Ihrer Ausstattung! Beschleunigen Sie Ihre Verbindung!„

Diese edle Handlung konnte nun Silli freylich niemanden anders, als dem Herrn von Richmannseg zuschreiben, weil dieser

Herr schon allenthalben unter einem so edlen Karakter bekannt war. Und da er denn sich hierinnen gar nicht zu irren glaubte; so gieng er selbst hin zu seinem Wohlthäter, um ihm seine Danksagung dafür abzustatten. Aber Richmannseg leugnete die ganze Sache schlechterdings ab, verbat im Ernst allen Dank, und Silli erfuhr es erst in langen Jahren darnach gewiß, da er schon lange mit seiner Sophie in einer glücklichen Ehe gelebt hatte, daß er sein Glück doch nur dem großmüthigen Richmannseg zu danken habe.

Ein andermal saß unser Held, unter der Verkleidung eines reisenden Jägers, im Gasthofe eines ansehnlichen Dorfs, vier bis fünf Meilen weit von seinem Rittergute, und rauchte bey einem Kruge Bier, seine Pfeife Tobak, wie er denn immer unter allerhand Verkleidungen umher zu reisen pflegte, die nothleidenden Menschen aufzusuchen, und sie zu unterstüzen. An einem andern Tische saßen zwey ganz reputirliche Bauern, die sich von ihren Vermögensumständen unterhielten, und einander freymüthig gestan-

den, daß solche nicht die besten wären. Richmannseg hörte dieß, und vernahm nachfolgendes Gespräch zwischen diesen beyden Leuten, die ich hier mit A. und B. benennen will.

A. „Wenn ich nur den Herrn von Richmannseg kennte, der würde mir gewiß helfen: denn mit hundert Thalern würde ich mein abgebranntes Gut völlig wieder ausbauen können, und denn hätte ich keine Schulden mehr, und könnte meinen Kindern wohl noch etwas erwerben.„

B. „Du lieber Gott! bey mir langten kaum 500 Rthlr. zu, wenn ich mein Gut wieder ausbauen sollte ohne Schulden zu machen.„

A. „Ach! die würde dir dieser gute Herr ganz gewiß geben. Er macht sich wohl aus tausend Thalern nichts: denn er hat Geld, wie Heu.„

B. „Ja! das ist wohl ganz gut; aber uns, als fremden Leuten, die er gar nicht kennet, würde er doch gewiß so

viel

viel Geld nicht hinwerfen, so freygebig, und so reich er auch seyn mag!„

Izt trat Richmannseg den beyden Bauern näher, und sagte:

„Ihr sprecht da von einem Herrn, den ich recht wohl kenne; und ich könnte euch auch wohl bey ihm rekommandiren, so schlecht ihr mich auch ansehen möget. Aber so ein freygebiger braver Mann er auch ist, so glaube ich doch auch selbst nicht, daß er euch sogleich helfen könnte; denn er ist mit so vielen Sorgen und Geschäften überhäuft, daß er izt kaum recht zu sich selber kommt. Inzwischen müßt ihr diesen Herrn nicht eben für den einzigen Mann ansehen, welcher rechtschaffenen Leuten, aus ihrer Noth zu helfen im Stande, und bereit ist. So schlecht ihr mich auch ansehen möget, so könnte ich euch doch wohl selbst damit dienen, und unter zwey Bedingungen sollt ihr beyde das benöthigte Geld von mir haben. Für's erste dürft ihr euch niemals darum bemühen, meinen

nen Namen zu wissen, und für's andere müßt ihr mir morgen um eben diese Stunde, ein schriftliches Zeugniß eurer Aufführung, von eurem Gerichtshalter, und eurem Pfarrer hieher bringen, damit ich doch auch sehe, ob ihr die Leute seyd, die eine solche Unterstützung verdienen.„

Anfänglich waren beynahe die beyden Bauern geneigt, die Anerbietung dieses fremden Mannes, für einen Scherz anzunehmen. Da aber der verkleidete Richmannseg sein Versprechen auf die ernstlichste Weise wiederholte, so giengen sie fort, um sich die verlangten Zeugniße auszuwürken.

Des andern Tages fanden sie sich, zur bestimmten Zeit wieder ein, und siehe da! der fremde Jäger war schon auf dem Plaze. Sie zeigten ihm ihre Zeugnisse; und da solche seiner Erwartung völlig entsprachen, legte er ihnen 600 Rthlr. in zwey Packeten hin auf den Tisch, steckte die Zeugnisse ein, nahm seine Flinte, und gieng, ohne weiter ein Wort zu reden, oder den Bauern auf irgend eine ihrer Fragen zu antworten, zur

Thür hinaus. Die beyden Leute, welche sich noch immer nicht hatten vorstellen können, daß die Sache Ernst sey, wurden in der That über das würklich vor ihnen liegende Geld, und über die plözliche Entfernung des Unbekannten, so sehr bestürzt, daß sie anfänglich darüber vergaßen, ihm nachzugehen; und da sie sich endlich noch darauf besannen, war der Fremde schon über alle Berge.

Inzwischen nahmen zwar die beyden Bauern das Geld zu sich. Da sich aber doch der Fremde nicht darüber erklärt hatte, ob er ihnen mit dieser Summe ein Geschenk machen, oder ob er sie ihnen blos leihen wollte? so waren sie deswegen in keiner geringen Verlegenheit, weil sie doch allemal glauben mußten, daß es nur ein bloßes Darlehn sey. Um nun dem Fremden ihre Willfährigkeit in Wiederbezahlung des Geldes zu zeigen, geriethen sie auf einen sehr sonderbaren Einfall. Sie ließen sogleich eine Nachricht in die öffentlichen Zeitungen sezen, worinn sie die Umstände dieser seltsamen Begebenheit erzählten, und sich vor dem

ganzen

ganzen Publikum verbindlich machten, die erhaltene Summe in gewissen Terminen wieder abzuzahlen. Und um recht sicher zu gehen, versprachen sie, die Gelder einer gewissen bekannten obrigkeitlichen Person auszuzahlen, welche zugleich bevollmächtiget wurde, dieselben, an denjenigen abzuliefern, welcher die eben bemerkten Zeugnisse, von ihrem Gerichtshalter, und Pfarrer vorzeigen würde.

Dieß edle Verfahren der beyden Bauern, erwarb ihnen jedermanns Bewunderung, und Beyfall. Aber wie erstaunte man, als man in einem der folgenden Blätter, die Erklärung des Unbekannten, mit diesen Worten fand:

„Das Bewußtseyn, würdigen Menschen, eine geringe Wohlthat erwiesen zu haben, und die dankbare Empfindung ihrer Herzen dafür, die ich aus ihrer Erklärung gewahr werde; dieß ist mir Wiederbezahlung genug. Ich verlange keine andere. Das Publikum sey mein Zeuge, daß ich den beyden ehrlichen Leuten, die ihnen eingehändig-

händigte Summe zu ihrem völligen Eigenthume überliefere, und um alle Ansprüche darauf zu entkräften, habe ich die bey mir gehabten Zeugnisse, an denjenigen Herrn abgeliefert, von welchem sie solche unfehlbar bekommen werden.„

N.

Und würklich bekam die Magistratsperson, welche die beyden Bauern zu Auszahlung der Gelder bestimmt hatte, die Zeugnisse mit der Post ins Haus geschickt, ohne erfahren zu können, woher? auch blieb diese Begebenheit sehr lange verborgen, bis erst nach vielen Jahren, die beyden Bauern durch einen Zufall erfuhren, daß ihr Wohlthäter niemand anders, als der Herr von Richmannseg selbst gewesen war.

Und nun noch eine der edlen Handlungen unsers Helden, ehe wir in der Haupt-Geschichte fortfahren! In seiner Nachbarschaft wohnte ein anderer Landedelmann, Herr von Altenborn, der für einen Mann von Vermögen gehalten wurde, weil er eine ziemlich gute Lebensart führte. Es fand

sich aber nach einiger Zeit, daß sich die Welt in dieser Meynung geirrt hatte; denn Altenborn wurde plözlich von einer Menge, bisher unbekannter Gläubiger angegriffen, die ihm auf einmal das Garaus spielten. Er gerieth in Concurs, und sein Gut kam zum gerichtlichen Verkauf. Altenborn war sonst ein braver Mann, der solch ein Unglück nicht verdient hatte: denn seine meisten Schulden hatte er von seinem Vater geerbt, und was er selbst aufzunehmen genöthiget gewesen war, dieß hatte er größtentheils zur Erziehung seiner Kinder angewendet. Er hatte vier Söhne, wovon zwey Offiziers bey der Armee, und zwey in Civil-Diensten des Fürsten waren, alles wohlgeartete geschickte Leute, die ihrem Vater, den Aufwand nicht bereuen ließen, den er auf ihre Erziehung gewendet hatte. Außer diesen Söhnen hatte Altenborn auch noch vier Fräuleins, die für die schönsten und wohlgesittetsten im ganzen Lande galten. Und dieser Mann, der sich für seine Kinder aufgeopfert hatte, stand nun auf einmal auf dem Gipfel des Elends, das seine ganze Familie mit unglücklich machte.

Unser Richmannseg kannte diese Familie sehr genau, und da er überzeugt war, daß sie ein besseres Schicksal verdiene, so beschloß er, dieselbe zu retten. Er gieng also vor allen Dingen hin, und kaufte das Altenbornsche Gut, schrieb aber sogleich an seinen Freund, und bat ihn, mit seiner Familie so lange im Gute zu bleiben, und von den Nutzungen desselben zu leben, bis er im Stande sey, es selbst zu übernehmen. Alsdenn dachte er darauf, die vier Fräuleins mit guten Parthieen zu versorgen. Er wußte, daß jede von diesen guten Kindern einen Liebhaber hatte; der Banquerout ihres Vaters aber hatte diese Liebhaber in ihren Bewerbungen zurückhaltend gemacht, weil sie gezwungen waren, bey ihren Verbindungen zugleich auch auf eine kleine Mitgabe zu sehen. Richmannseg beschloß also die Denkungsart dieser Herren erst zu untersuchen, ob sie würdig wären, durch den Besitz ihrer Mädchen glücklich gemacht zu werden? zweye davon waren Brüder, und Offiziers bey der Armee. Von Silberberg war ihr Name. Der dritte war ein junger Regierungsrath aus der Residenz, und hieß Herr von Velt-

heim: der vierte aber war ein junger Beamter mit Namen Elrichshaußen. Alle diese vier Herren bat Richmannseg an einem Tage zu sich zur Tafel, und denn machte er ihnen diesen Vortrag:

„Mir ist dran gelegen, die Familie von Altenborn wieder glücklich zu wissen. Nun weiß ich, meine Herren! daß Sie bisher, bey den vier Fräuleins, die Liebhaber gespielt haben, und weil ich mir Mühe geben werde, diese guten Mädchen an rechtschaffene Männer zu versorgen, so sagen Sie mir, wie weit Ihre Ansprüche, und Ihre Absichten auf dieselben gehen? damit ich mir, bey meinen Bemühungen, Sie nicht zu Feinden machen möge.„

Hierauf antwortete der ältere Silberberg:

„Ich und mein Bruder lieben die beyden älteren Fräuleins, Sophien und Karolinen; sie lieben uns wieder, das wissen wir gewiß; wir können an

ihren

ihren Verlust nicht ohne Thränen denken. Aber — wir sind Offiziers, und bekommen ohne ansehnliche Mitgabe keine Erlaubniß zu heurathen.„

R. „Und Sie Herr Regierungsrath?„

V. „Ich und Fräulein Jeannette — wir lieben einander noch immer auf das zärtlichste; — aber — ich bin arm — muß noch ohne Besoldung dienen. Wenn sich meine Geliebte nur noch zwey Jahr geduldet, bis ich würklicher Hofrath werde, so heurathe ich sie — auch ohne Mitgabe. Das hab' ich ihr geschworen.„

R. „Und Sie, Herr Beamter?„

B. „Meine Verbindung mit Fräulein Adelaiden ist so gut als geschlossen. Ich bin zwar auch ohne Vermögen, und habe meine Mutter zu versorgen, und meinen Bruder studieren zu lassen; aber mein Dienst giebt mir Gelegenheit, so viel zu erwerben, daß ich mit einer Frau ohne Vermögen leben, und auch jene Ausgaben bestreiten kann.„

R. „Gut, meine Herren! ich werde meine Maaßregeln darnach nehmen, laßen Sie uns izt zu Tische sezen!„

Hierauf führte er sie ins Tafelzimmer, wo die vier Liebhaber zu ihrer nicht geringen Verwunderung und Freude, den Herrn von Altenborn mit seinen vier Fräuleins fanden, welche gleichfalls gebeten, und bey ihrer Ankunft, von dem Haushofmeister ins Tafelzimmer geführt worden waren. Dieser gute Mann erstaunte nicht weniger über diese unvermuthete Zusammenkunft: denn Richmannseg hatte ihm kein Wort davon merken lassen. Man sezte sich zur Tafel, und der edle Hausherr ordnete seine Gäste so, daß jeder der vier Liebhaber, neben seine Geliebte zu sizen kam.

Richmannseg war überaus heiter, und er suchte alles hervor, um die Herzen seiner Gäste zu gleicher Freude zu stimmen. Es gelang ihm auch: denn was seine Aufmunterung nicht vermochte, dieß bewürkte der Wein, und die beredten Strahlen-Augen der vier schönen Fräuleins. Als das Dessert aufgetragen wurde, sezten die Bedienten

ten vier kleine verdeckte Schüsseln mit auf, nach welchen sich aber niemand zu fragen unterstand, weil Richmannseg selbst ein tiefes Stillschweigen darüber beobachtete. Izt aber trank er dem alten Altenborn die Gesundheit seiner Töchter, und ihrer künftigen Gemahle zu. Dem armen Vater traten die Thränen in die Augen: denn er erinnerte sich mit Schmerzen an den Verfall seiner Familien-Umstände, welcher die vorgehabten Verbindungen getrennt hatte, doch trank er sein Glas aus, und suchte sich zu fassen. Alsdenn trank Richmannseg den vier Fräuleins die Gesundheit ihrer Geliebten, und diesen wiederum die Gesundheit ihrer Mädchen zu. Man gerieth in Verwirrung; aber — man trank doch getrost mit. Die Augen der vier Schönen standen in Thränen; aber aus Richmannseg Blicken blizte das reinste Feuer des Vergnügens. Wie er sein Glas niedersezte, sagte er zu Altenborn:

„Lassen Sie uns heute an diesem frölichen Tage, das Glück Ihrer guten Kinder machen, mein lieber Freund! diese vier Herren hier lieben Ihre Töch-

ter; sie haben mir's gestanden! lassen Sie uns diese guten Leute mit einander verbinden!„

Altenborn wußte nicht, was er antworten sollte, so bestürzt machte ihn dieser unvermuthete Vortrag. Er sah seinen Freund mit großen Augen an. — Liebhaber, und Geliebten schwebten im Taumel eines Vorgenußes von Wonne, die ihre ganzen Seelen durchbebte. Alle geriethen in die äußerste Verwirrung. — Nur Richmannseg blieb standhaft, und fuhr fort:

„Wollen Sie mir erlauben, lieber Altenborn! daß ich heute der Vater Ihrer Kinder seyn möge! — Ihr Auge sagt mir's, daß ichs darf. Also denn, meine geliebten Töchter! wollen Sie diesen vier Herren Ihre Herzen schenken?„

Die guten Mädchen brachen in Thränen aus, und stammleten nach allerhand weiblichen Bedenklichkeiten, wodurch sich aber der Brautwerber nicht abweisen ließ, endlich ein leises gebrochnes Ja hervor. Da

nun

nun Richmannseg dieses Ja heraus hatte, rief er aus:

„Gottlob! — es freut mich, daß Sie sich so gern in den Willen Ihres Vaters fügen. Aber dafür ist es auch des Vaters Schuldigkeit, seinen Töchtern eine Mitgift zu geben. Nehmen Sie mit dieser kleinen Ausstattung vorlieb! meine Schönen!„

Damit sezte er jeder der vier Fräuleins eine von den verdeckten Schüsseln vor, und da sie solche eröfneten, fanden sie in jeder einen Wechsel von 2000 Thalern. — Freude und Erstaunen ergrif aller Herzen — und Thränen quollen aus aller Augen. —

„Edler Menschenfreund!„

sagte der gerührte Altenborn, indem er aufstand, dem Herrn von Richmannseg im Gefühl seiner Dankbarkeit am Busen zu sinken. Dieser aber stand unter den Worten:

„Thun Sie das übrige, Freund! meine Pflicht ist vollbracht.„

von seinem Stuhl auf, hörte keine Sylbe weiter an, und gieng von dannen, — man bekam ihn darauf in zwey Stunden nicht wieder zu sehen.

Ich übergehe das weitere Detail dieses glücklichen Tages, der einer der ruhmvollsten und vergnügtesten in dem ganzen Leben unsres Helden war. Kurz — die vier Fräuleins wurden durch seine Vorsorge auf das glücklichste verheurathet; den alten Vater ließ er auf seine Lebenszeit im Besiz des Gutes, ohne das mindeste von dessen Nuzungen zu verlangen, und er selbst genoß das, einem Menschen-Freund so schäzbare Glück, eine ganze Familie vom Untergange gerettet zu haben, und sie von neuen hervorblühen zu sehen. Aber diese Handlung veranlaßte auch auf andere Weise die Vollendung seiner eigenen zeitlichen Glückseligkeit.

Er hatte bisher im ehelosen Stande gelebt. Vierzig Jahre seines Lebens waren verflossen, und er hatte noch nicht daran gedacht, sich durch die Liebe glücklich zu machen. Man kann eigentlich nicht so genau sagen,

LB Coburg

worin der Grund dieser seiner Enthaltsamkeit von den Vergnügungen der Ehe lag.

Es sey nun aber, daß seine Beschäftigungen mit der Glückseligkeit anderer Menschen, seiner Seele schon Nahrung und Beruhigung genug verschaften, ohne daß er an die Liebe zu denken, Zeit hatte, oder daß er von Natur mit keinem so verliebten Temperamente versehen worden war, welches ihn zur Befriedigung zärtlicher Empfindungen hätte reizen können. Kurz, sein Herz war um die Zeit, als er die Heurathen der Fräuleins von Altenborn stiftete, noch völlig von Liebe frey. Aber eben diese Begebenheit machte nun auch den Trieb, auch sich selbst durch die Verbindung mit einem geliebten Weibe glücklich zu machen, auf einmal in ihm rege. Und wie denn jede Sache, auf die er einmal fiel, seine ganze Seele beschäftigte, so gieng es ihm auch hier. Er hatte Tag und Nacht keine Ruhe davor; nur konnte er darüber nicht mit sich einig werden, welchem Frauenzimmer er sein Herz anbieten sollte. Nicht, daß es ihm an Bekanntschaft mit dem schönen Geschlecht ge-

mangelt hätte! nein! er kannte vielmehr manches schöne, tugendhafte Mädchen, und nicht wenige hatten schon ihre Netze nach ihm, als nach einem sehr reichen Fischfange ausgeworfen. Aber, die Wahrheit zu sagen, so war er eigentlich noch in keine dieser Schönen recht verliebt, und dieß mochte denn unfehlbar wohl auch die einzige Ursache seyn, warum er von einer auf die andere fiel, und bey keiner stehen zu bleiben, das Herz hatte.

Indem er nun einsmals früh morgens ganz voll von dergleichen Betrachtungen über diesen Gegenstand seiner Wünsche, und ganz ermüdet davon, aus seinem Wäldchen zurück kam, hörte er, daß seine Pflegetochter Henriette, in ihrem Zimmer, eine Arie, auf dem Fortepiano spielte, und sang, die ihn ganz ausnehmend reizte, ihrem Gesange in der Nähe zuzuhören: denn er war ein sehr leidenschaftlicher Liebhaber der Musik, und er hatte Henrietten in vielen Arten derselben unterrichten lassen. Er gieng hinein, und izt — in diesem Augenblick, da er Henrietten von ihrem Flügel aufstehen, und

ihm entgegen kommen sahe, um ihm die Hand zu küssen, bemächtigte sich eine gewisse Regung der Liebe seiner Seele, die ihm bisher noch ganz unbekannt gewesen war.

Und in der That, es gab auch kein schöneres, sanfteres, edleres Mädchen, als Henrietten. In einer reizenden Morgenkleidung von rosenrothem Atlas, nahm sich ihre schlanke, herrliche Gestalt izt ganz ausnehmend schön aus. Ihr rabenschwarzes Haar rollte in Menge aufgelößt, um ihren Lilienweissen Hals, und bedeckte einen Theil ihres vollen Busens, auf welchem die Erstlinge der Schönheit im aufgehenden Lenze blühten. Feuer und Leben lächelten aus ihren seelenvollen, großen schwarzen Augen, und junge Rosen blühten auf ihren vollen Wangen. Ihre Gesichtsbildung hatte etwas so anziehendes, und ihr Betragen und der sanfte melodische Ton ihrer Sprache, eine so hinreissende Kraft, daß man sie hätte küssen mögen, so oft man sie sah, und so oft sie mit einem sprach.

Die Gewohnheit, dieses reizende Mädchen von Kindheit an um sich zu sehen, mochte

mochte wohl viel dazu beygetragen haben, daß alle diese Schönheiten auf unsern Richmannseg noch keinen sonderlichen Eindruck gemacht hatten. Wenigstens hatte sein Herz von jeher eine gewisse Gleichgültigkeit gegen sie empfunden, die sich auf jene Gewohnheit gründete. Da sie ihre vortrefliche Erziehung ganz seiner Sorgfalt zu verdanken hatte, und übrigens die Umstände wußte, wie sie in sein Haus gekommen war, so stand sie mit ihm in dem Verhältniß einer Tochter, deren Herz keine andere Empfindungen für ihn hegte, als welche die Dankbarkeit und die Ehrfurcht gebar. Er selbst nannte sie auch immer seine Tochter; sie aber durfte ihn doch niemals bey dem Namen Vater nennen: denn dieser Name dünkte ihm zu viel Demüthigung für eine Person zu enthalten, deren Stand er für sehr ansehnlich hielt, und bey welcher er blos die Pflichten der Menschenliebe erfüllt haben wollte. Itzt stand sie nun gerade in ihrem achtzehnten Jahre; aber noch hatten sich weder ein Vater, noch eine Mutter zu ihr gemeldet. Richmannseg glaubte daher, daß ihre Eltern nicht mehr am Leben wären; und daher be-

trachtete er dieses Mädchen als ein Heiligthum, das seiner Treue anvertraut war, und dessen Glück er auf alle mögliche Weise zu befördern sich bemühen müsse. Er hatte folglich auch alle mögliche Sorge getragen, durch geschickten Unterricht ihre Seelenkräfte zu bilden; und er genoß das Vergnügen, zu sehen, daß seine Bemühungen nicht fruchtlos ausgefallen waren: denn Henriette verdiente, als ein Muster der Edelmuth, Güte, Keuschheit, und aller menschlichen Tugenden, aufgestellt zu werden.

Jezo aber — da er zu ihr ins Zimmer trat, und sie ihm entgegen kam, seine Hand an ihren Mund zu drücken, konnte er sich nicht enthalten, sie an seine Brust zu schliessen, — eine Freyheit, die er sich noch niemals bey ihr erlaubet hatte.

„Guten Morgen, meine liebe Tochter!

sagte er,

„Nimm's nicht übel, daß ich dich so früh besuche!„

Eine so delikate Sprache war zwar Henriette an ihm schon gewohnt, und sie wußte

sich

sich immer in dieses Verhältniß zu fügen. Aber es sey nun, daß eine gewisse unbekannte Ahndung ihrer Seele ihr izt zärtlichere Empfindungen für ihren Wohlthäter einflößte, oder daß nur ihre natürliche Güte sie dazu bewog, kurz, sie drückte den Herrn von Richmannseg, mit einer Art von Heftigkeit an ihren Busen, und brach in die Worte aus:

„Mein bester Wohlthäter! Sie sind mir immer willkommen! O! wenn Sie wüßten, wie sehr ich Sie liebte!„

alsdenn blickte sie ihm mit einer solchen Zärtlichkeit in die Augen, daß der gute Mann ganz außer Fassung gerieth. Er bat sie, in ihrem Spielen fortzufahren, und sezte sich ihr gegen über, um jeden Ton ihrer harmoniereichen Stimme, aus ihrem schönen Munde aufzufangen.

Aber der gute Richmannseg! dieser Posten war seinem Herzen izt viel zu gefährlich. Er wußte und verstand kein Wort und keinen Ton von Henriettens Musik. Eine ganz andere Berathschlagung beschäftigte

seine

seine Seele, und er hielt ungefähr folgendes Selbstgespräch mit sich, während der Zeit Henriettens Arie dauerte:

„Ich bin wohl ein rechter Thor

dachte er,

„daß ich mich so ängstlich darum bemühe, das Weib, das meine lezten Tage veredlen soll, in der Welt umher zu suchen. Hab' ich nicht hier das Ideal aller weiblichen Vollkommenheiten schon vor mir? ist sie nicht die Schönheit, und die Tugend selbst? hab' ich sie nicht selbst erzogen, selbst gebildet! ist sie nicht unter meinen Augen zu dieser Reife gediehen? und wird mich dieses Mädchen nicht völlig glücklich machen? kennt sie nicht mein Herz, so wie ich das ihrige? wissen wir nicht schon, wie wir mit einander umgehen sollen? — Aber — ja! daran hab' ich nicht gedacht, — ich werde ihr vielleicht zu alt seyn; als Vater hat sie mich zwar geliebt, aber als Ehemann? — o!

der Unterschied der Jahre macht auch einen Unterschied in der Zärtlichkeit. — Wenn sie mich nun ausschlüge — Gott! würde ich das ertragen können? — und doch! nein! das sey keine Hinderniß! ich bin wohl vierzig Jahr; aber — Gott sey Dank! ich bin gesund, und in meinem Blute wallt noch das Feuer des Jünglings. Es sey gewagt!„

In der That hatte auch Richmannseg gar nicht Ursache, auf seine Person, und auf sein Alter, in diesem Punkte, ein Mißtrauen zu setzeu: denn er war würklich eine der schönsten Mannspersonen, die wir jemals gesehen haben. Seine Statur war groß, und wohlgebaut, nicht zu stark, und nicht zu hager. Er hatte eine ganz ausnehmend schöne, und regelmäßige Bildung. Seine Züge athmeten lauter Freundlichkeit, und Wohlwollen, und aus seinen großen blauen Augen lächelte eine ungemeine Heiterkeit der Seele. Die Haut seines Gesichts war weiß und zart, und seine Farbe verrieth seine Gesundheit, die er durch Mäßigkeit

keit erhalten, und seinen dauerhaften Körper, den er nie durch Ausschweifungen geschwächt hatte. Sein schönes blondes Haar, das er immer ungepudert trug, gab ihm das Ansehen eines blühenden Mannes aus den Zeiten des alten Deutschlands; und wenn er auf einem seiner schönen stolzen Engelländer zu Pferde saß, so hätte sich kein König schämen dürfen, mit ihm verglichen zu werden. Man kann von seiner schönen Gestalt sich leicht einen Begriff machen, wenn wir unsern Lesern sagen, daß, als er sich eben in seinem vierzigsten Jahre einige Wochen in der Residenz aufhielt, sich alle Damen in ihn verliebten, und die Gemahlin eines gewissen Generals, die überaus schön war, ihn sogar zu einem nächtlichen Rendevous einlud, welches er aber, wie man sich leicht vorstellen kann, ausschlug.

Jedoch wieder zur Geschichte! Als Henriette ihre Arie geendiget hatte, stand Richmannsegs Vorsaz, ihr seine Hand anzubieten, auf das festeste in seiner Seele gegründet. Er faßte die silberweiße weiche Hand des Mädchens, drückte sie in die seinige, und sagte;

„Ich danke dir, meine Henriette! für deine Bemühung. Du hast mir viel Vergnügen gemacht!„

Henriette ließ ihre linke Hand in der seinigen, phantasirte mit der rechten auf dem Clavier fort, und sagte, indem sie einen lächelnden Seitenblick auf Richmanns. eg warf:

„doch gewiß nicht mehr, als ich darüber empfinde, daß Ihnen mein geringes Spiel gefällt.„

R. „Das ist ein Zug deines dankbaren Herzens, gutes Mädchen! Aber das meinige ist auch nicht minder dankbar gegen dich, dafür, daß du dir so viel Mühe gegeben hast, meiner Erwartung, bey deinem Unterrichte, in allem noch zuvor zu kommen.„

H. „Ach nein! lieber Herr! das verdient gar keinen Dank. Ich habe ja nur meine Pflicht gethan, und — wenn Sie denn auch alles so genau wüßten — ich habe manchmal nicht Achtung

gegeben, wenn der Claviermeister da war — gar oft hab' ich an meine Henriette Biron, oder an die gute Julie Wolmer gedacht, wenn ich auf die Noten sehen sollte. Ja! ja! wenn Sie das so alles wüßten, Sie würden mich gewiß eben nicht loben.„

R. „Und doch sagst du mir es!„

H. „Warum nicht? ich bin es ja schon gewohnt, offenherzig gegen Sie zu seyn.„

R. „Fürchtest du dich nicht vor meinem Tadel?„

H. „O! behüte Gott! wer einen so liebreich tadelt, wie Sie, und immer so freundlich dabey ist, bey dem fällt alle Furcht weg. Ja! ich seh' es vielmehr recht gern, wenn Sie mich tadeln: denn da hab' ich's gewiß nicht recht gemacht, und ich gebe mir Mühe, mich zu bessern, damit Sie doch nicht glauben dürfen, daß die Wohlthaten übel angewandt wären, die Sie mir armen Mädchen erweisen.„

R. „Du bist eine gute, edle Seele, meine Henriette! ich habe, von deiner Kindheit an, Freude an dir erlebt. Oft wünschte ich, du möchtest würklich meine Tochter seyn. Aber, aufrichtig zu seyn, izt wünsche ich das gar nicht mehr: ja! es ist mir vielmehr lieb, daß du es nicht bist.„

H. „Und mir nicht. Ich kenne kein grösseres Glück, als wenn ich sagen dürfte, Sie wären mein Vater.„

R. „Also liebst du mich wohl, meine Gute?„

H. „Es thut mir leid, daß Sie daran noch zu zweifeln scheinen. Sollt' ich meinen Wohlthäter nicht lieben? Ach! wenn ich einmal Ihr Leben mit meinem Blute erkaufen könnte, ich wollte gern für Sie sterben.„

Bey diesen Worten drückte sie Richmannsegs Hand an ihren Mund, und ließ einige Thränen drauf fallen.

„Und

„Und warum liebst du mich so, liebes Mädchen?„

fragte der gerührte Edelmann weiter, indem er Henriettens Hand noch fester in die Seinige drückte,

H. „Warum? — o! wie Sie doch so sonderbar fragen! — weil Sie mein Wohlthäter — mein andrer Vater sind — weil sie mich glücklich gemacht haben.„

R. „Glaubst du, daß ich dich noch glücklicher machen könnte?„

H. „Ich wüßte nicht wie? denn ich habe ja alles, was mein Herz wünschet.„

R. „Wie das zugehen sollte? — genügsame Seele! — so, wenn ich dir noch mehr wäre, als Wohlthäter und Vater.„

H. „(mit einiger Befremdung) Mehr? — mehr, als Vater?„ —

R. „Das begreifst du nicht?„

H. „(mit sichtbarer Unruhe) Ach! nicht so recht — nicht —„

R. „Ich will dir's sagen: wenn ich dein Geliebter — dein Ehemann wäre.„ —

H. „Ach!„ — —

Bey diesem Ausrufe sank' ihr Gesicht auf seine Hand, ein Strom von Thränen quoll aus ihren Augen; ihr Mund verstummte; sie wußte sich nicht zu fassen, vielweniger traute sie sich, auf- und den Herrn von Richmannseg anzusehen. Der edle Mann aber richtete sie in die Höhe, und sagte:

„Fasse dich, meine liebste Henriette! und höre mich an! dann entscheide!„

H. „Ach! ich armes Mädchen! wie sehr haben Sie mich erschreckt!„

R. „Sey ruhig! — ich will dir meine Absichten, mein ganzes Herz eröfnen. Dein Entschluß sey dann der meinige! und deinem Herzen soll nicht der mindeste Zwang angelegt werden.„

H. „O! welche Güte! — aber — reden Sie bester Herr! — lassen Sie mich Ihre wohlthätigen Gesinnungen hören!„

K. „Ich fühle, meine liebe Henriette, daß zum Glück meines Lebens, weiter nichts mehr gehört, als eine rechtschaffene Gattin. Da ich mich in der Welt nach einer Person für mein Herz umsah, konnte ich nicht mit mir einig werden, welche ich wählen sollte. Dieß machte mich unruhig — aber heute trat auf einmal der Gedanke, wie ein heller Lichtstral vor meine Seele, dich selbst zu meiner Gattin zu wählen. Und in dieser Absicht kam ich hieher. Du bist schön, zärtlich, tugendhaft; was brauch' ich mehr an einem Weibe, das ich zu meinem Glück heurathen will? ich kenne dein gutes Herz vollkommen: denn ich habe es selbst gebildet; du bist unter meinen Augen erwachsen; du kennst mich; und du wirst es am besten wissen, wie man mich behandeln, und wie man mit meinen

meinen Launen, und Eigenheiten umgehen muß. Ich habe dich von Kindheit an geliebt, und liebe dich noch auf das zärtlichste. Kurz, ich weiß kein Mädchen, das sich besser für mich schickte, als du selbst. Mein Alter wird dich vielleicht abschrecken: denn ich bin gerade vierzig Jahr. Aber laß dieses kein Hinderniß seyn, mein Glück vollkommen zu machen! Du siehst, ich bin noch ein gesunder starker Mann, und vielleicht schenkt mir Gott ein langes Leben. Sollte ich aber auch bald sterben, so wird dich mein Testament vor allem Mangel schützen. Ja! ich werde dir so viel hinterlassen, daß du auch noch anderen Menschen damit dienen kannst. Nun! ziehe dein Herz zu Rathe! ich will dir Bedenkzeit lassen, bis morgen, und dann sage mir deinen Entschluß!„

Nach diesen Worten stand der edle Richmannseg auf, und wollte sich entfernen. Aber Henriette faßte seine Hand, drückte sie an ihre Brust, und sagte:

„Blei=

„Bleiben Sie, vortreflicher Mann! es bedarf keiner Bedenkzeit. Nur einige Zweifel lösen Sie mir noch auf, ehe wir über die wichtigste Angelegenheit unsres Lebens einig werden!„

„Und die wären, meine Beste?„

fragte Richmannseg, indem er sich wieder neben sie sezte.

H. „Haben Sie keine Wissenschaft davon, wer meine Eltern waren?„

R. „Keine — gar keine! so wahr ich dich liebe!„

H. „Auch keine Vermuthungen?„

R. „Keine weiter, als die mir der Brief deiner Mutter giebt, worinn sie sich eine Person vom Stande nennt.„

H. „O! die ist sehr schwach. Wie? wenn ich vom niedrigsten Stande — wohl gar eine unächte Geburt wäre — und dieß entdeckte sich mit der Zeit, — würd' es Sie denn nicht gereuen, daß Sie mich geheurathet hätten?

 wür-

würden Sie mich denn nicht hassen — wohl gar verstoßen? — Ach! das würde mir das Leben kosten!„

R. „Liebster Engel! besorge nichts! lerne mich besser kennen! glaube nicht, daß ich den Stand eines Weibes heurathe! die Person allein ists, die mein Herz fesselt. Es ist nicht zu vermuthen, daß mich deine Mutter hintergangen hat; und wenn denn auch dem so wäre, so bleibst du doch meine Gemahlin, und wenn deine Eltern dich im Staube der Niederträchtigkeit erzeugt hätten. Meine Hochachtung — meine Liebe — die sich blos auf deine Verdienste gründet — wirst du nie verlieren. Das schwöre ich dir so wahr Gott über mir lebt.„

H. „Amen! ein Richmannseg bricht nie seine Zusage. —— Aber, was wird die Welt von uns sagen, wenn der große, der edle, der reiche, der berühmte Richmannseg — den jedermann anstaunt — vor dem jedermann seine Knie beugt; — wenn dieser

ser Mann einen Fündling — seinen eigenen Fündling heurathet?„

R. „Die Welt ist nicht unser Richter. Ich scheue keinen andern Richter, als Gott. Bist du einmal mein Weib, so wirst du meiner Wahl Ehre machen, und die Welt wird dich bewundern.„

„Nun so sey es denn! —

sagte Henriette, indem sie in die Arme ihres Wohlthäters, und Liebhabers stürzte,

„Hier haben Sie Ihr Weib!„

Richmannseg drückte sie an seine Brust, und antwortete:

„Sey ewig mein! Gott segne unsern Bund!„

Einige feuervolle Küsse versiegelten ihre Verbindung. Engel Gottes lächelten dem tugendhaften Paar ihren Beyfall zu, himmlische Seligkeit floß auf die beyden Liebenden herab, einige Minuten tranken sie mit vollen Zügen, aus dem Becher grenzenloser

Freu-

Freude, und überirrdischen Entzückens; dann wand sich der glückliche Richmannseg aus den Armen seiner schönen Geliebten, womit sie ihn fest umschlungen hielt, und eilte, diesen seligen Tag mit irgend einer edlen Handlung der Wohlthätigkeit zu bekrönen. —

Wir wollen ihn einstweilen gehen lassen, und indessen den Gemüthsbewegungen unsrer Braut nachspüren, in welchen sie sich nach seiner Entfernung befand. — Eine junge Seele, die noch nie geliebt hatte, die izt zum erstenmal das allmächtige Gefühl der Liebe durchbebte — Was Wunder, wenn die Berauschung ihrer Sinnen, aufs höchste stieg? Sie that einige tiefgeholte zärtliche Seufzer, und trat an's offene Fenster, um in den Gefilden der Schöpfung, die in der Schönheit des Morgens vor ihr ausgebreitet da lagen, ihr von Freudenthränen geschwollenes Auge, umher irren zu lassen. Aber — wie sie denn hinausblickte auf die, von Perlenthau des Morgens glänzenden Wälder, Fluren, und Lustgefilde — und wie alle Freudenquellen ihrer jungen Seele sich öfneten, — so war ihr auch die ganze

Welt ein Himmel der Liebe, — jeder Blumenhügel ein Thron des Alliebenden, — jeder Sonnenstrahl, ein Wonneblick des Schöpfers, — jede Blume, der Spiegel der Schönheit, und jeder Wasserfall eine Engelsstimme. — Wo sie hin athmete, fühlte sie das sanfte Wehen der Liebe — den süssen Hauch Gottes in der Natur. — Liebe hüpfte ihr in Thälern, und auf Höhen entgegen, — Liebe schwirrte im Silberbache, und girrte ihr im dunkeln Strauche zu. — Auf der Liebe sanften Schwingen sang ihr die Lerche in blauer Höhe, und Philomele im stillen einsamen Gebüsche. — Liebe durchbebte das ganze Wesen des Mädchens.

„Ach großer Gott!

sagte sie zu sich selbst,

„welch' eine Seligkeit ist das! o! so ist denn das die Liebe, die mich so durchbebt — so entzückt! — der sanfte Schauer! — das süsse Leiden! — jeder Tropfen meines Bluts beseelt! o! wie flammet dein heiliges Feuer, Liebe, in meinem Busen! welche Seufzer — mir so lieb und theuer — fliegen

gen von mir aus, und rufen laut: mein Richmannseg! so bin ich es denn — ich armes, verwaißtes, weggeworfenes Mädchen, — welche die Gattin dieses großen, edlen, von aller Welt bewunderten Mannes werden soll? — Ach! ich Unwürdige! wird mich dieses unaussprechliche, namenlose Glück nicht schwindelnd machen, daß ich von meiner Höhe herab falle, und in meiner Niedrigkeit wieder versinke? — Aber — wie ihm mein Herz entgegen hüpft! wie ich sterben möchte vor Liebe, zu diesem vortreflichen Mann! — und wie sein schönes, holdes Auge mich anlächelte — wie er mir durch Mark und Leben drang, der Kuß seines süssen bezaubernden Mundes! — O! Richmannseg! — Mann, den die Welt vergöttert, Vater vieler hundert Menschen! willkommen! willkommen an diesem armen treuen Herzen! — auch ich will dich vergöttern — dich lieben, wie noch kein Weib geliebt hat — will für dich sterben.„

Bey diesen lezten Worten, die etwas laut ihren Lippen entfuhren, sank sie von der Stärke ihrer Empfindungen überwältiget — zurück, aber — nicht auf den Stuhl, der neben ihr stand — sondern — in die Arme ihres Geliebten, der von ihr unbemerkt, hereingeschlichen, und sich hinter sie gestellt hatte, um die Ausbrüche ihrer Empfindungen mit anzusehen.

„Ach! willkommen, mein Herr — und Geliebter!„

rief sie aus, und verschloß ihr Thränenvolles Auge in seinen Busen,

„Meine gute, meine beste Henriette!

antwortete Richmannseg,

„komm! laß uns unser Verlobungs-Fest feyern!„

und dann nahm er sie am Arm, und gieng mit ihr auf den Schloßhof, wo alsbald alle Arme aus dem Dorfe, und alle Kinder aus der Schule zusammen kamen. Auch die ältesten der Gemeine — der Pfarrer — der Gerichts-Verwalter — und alle seine Hof-

domestiquen fanden sich nach und nach ein: denn er hatte es alles so veranstaltet. Und da sie denn alle beysammen waren, stellte er ihnen Henriette als seine künftige Gattin vor, und ließ unter die sämmtlichen Anwesenden, beträchtliche Geschenke austheilen, die Dorf-Aeltesten aber nebst dem Gerichts-Verwalter, Pfarrer, und Schuldiener, nahm er mit zur Tafel. Es erhob sich ein allgemeines Jubel- und Vivat-Geschrey, und jedermann war entzückt über das neue Glück ihres geliebten, wohlthätigen Herrn. Nachmittag kam die Familie von Altenborn, und der ganze Tag wurde als eines der höchsten Freudenfeste gefeyert.

Ungefähr ein Viertheil Jahr darauf wurde auch der Vermählungstag dieses glücklichen Paars angesezt. Richmannseg hatte, um diesen Tag recht feyerlich zu machen, alle seine Nachbarn, und Freunde dazu gebeten. Schon war er erschienen, dieser herrliche Tag; die Natur selbst schien ihn zu feyern, und sich seiner zu freuen: denn es war keine Wolke am Himmel und die Sonne strahlte in ihrem hellsten Glanze;

die

die Gäste fanden sich nach und nach ein, Richmannseg gieng ihnen allen selbst entgegen, um sie zu empfangen; — als auf einmal eine Extrapost in den Hof hereingefahren kam. —

Richmannseg, in der Meynung, daß die Ankommenden einige seiner Gäste wären, eilte hinunter, um sie zu empfangen. Schon stand er vor dem Schlage der Kutsche, und — zu seiner nicht geringen Verwunderung — stiegen — keine bekannten Gäste, sondern — eine überaus schöne wohlgebildete Dame im Reisehabit, und ein langer ansehnlicher Herr in Offiziers-Uniform, heraus.

„Sie sind doch wohl der Herr von Richmannseg?

fragte die Dame, und da unser Bräutigam es bejahet hatte, fiel sie ihm um den Hals und küßte ihn; dasselbe that auch der Offizier, der ihr Gemahl zu seyn schien. Richmannseg hingegen, der diese Leute in seinem Leben nicht gesehen hatte, wußte gar nicht, was er aus dieser Erscheinung machen sollte. Doch bot er der Dame seinen Arm, und führte sie in das Haus.

„Wir kommen zur Hochzeit, Herr von Richmannseg!

sagte sie im Hineingehen,

„und ich hoffe, Sie sollen uns gern sehen, ob wir gleich nicht gebeten sind.„

„Und wir gratuliren von ganzem Herzen dazu!

fiel der Offizier ein. Richmannseg wußte darauf nichts anders zu sagen, als daß er sich zwar über einen so unverhoften angenehmen Besuch nicht wenig freue, doch aber eifrigst zu wissen wünschte, wer die Personen wären, die er anizt bey sich zu sehen die Ehre hätte? —

„Das werden Sie gleich erfahren!

antwortete die Dame,

„eigentlich gehören wir vorzüglich mit zu ihrer Vermählung.„

Richmannseg fieng an, einige entfernte Muthmassungen zu wagen, die ihn durch und durch entzückten; wiewohl er sich noch

nicht

nicht, damit hervor zu treten, getraute. Als sie ins Haus kamen, bat ihn die Dame, sie in ein besonderes Zimmer zu führen. Es geschah; und, da sie just ein Schreibezeug stehen sah, schrieb sie auf ein Blatt Pappier die Worte:

„Ich bin Ihre große Schuldnerin, Edelmüthigster der Menschen!

und reichte sie dem erstaunten Richmannseg, mit der Erklärung hin:

„kennen Sie diese Hand?„

„Großer Gott! —

schrie er,

„Sie sind die Mutter meiner Geliebten!„

Denn er kannte augenblicklich die Züge der Handschrift, welche keine andre war, als diejenige, deren wir eben bey der Beschreibung von Henriettens Findung gedacht haben.

„Und die Ihrige, großer Wohlthäter!

versezte sie, indem sie in seine Arme sank, und nun ihren bisher unterdrückten Empfin-

dungen der Zärtlichkeit, an seinem Busen freyen Lauf ließ.

„Ach! wohl bin ich die einst unglückliche, nun aber unendlich glückliche Mutter Ihrer Henriette,

fuhr sie fort,

„und dieser Herr ist ihr Vater. Wie freuen wir uns, dieß unser einziges Kind, an der Seite eines Mannes wieder zu finden, der bisher ihr treuer Vater, ja noch mehr als ihr Vater war! Ich bin die Person, Herr von Richmannseg, welche Ihnen ihr kostbarstes auf der Welt — ihr Kind anvertraute. Gewisser Umstände halber die Sie hernach erfahren sollen, konnte ich mich damals nicht öffentlich zur Mutter meiner Henriette bekennen; und seitdem haben uns mancherley Schicksale, so weit und so lange von unserm geliebten Kinde entfernt, daß wir uns unmöglich eher, als heute entdecken konnten. Inzwischen haben wir doch von allem unsre treuen Kund-

schafter

schafter gehabt, und da wir von der Verbindung unsrer Tochter zeitig genug Nachricht erhielten, so eilten wir hieher, um ihr unsern Seegen dazu zu geben. Dank sey Ihnen also, bester Freund! für alles, was Sie an uns, und an unsrer Henriette zeither gethan haben, und noch thun wollen! Mit den überschickten tausend Thalern hab' ich mich damals gerettet: denn ich war in großen Nöthen, und von aller Welt verlassen —

„Welche Entdeckungen!

rufte der erstaunte Richmannseg,

„O! was wird meine Geliebte sagen?„ —

„Noch wissen Sie nicht alles!

antwortete die Dame,

„aber lassen Sie uns izt erst zu Henrietten eilen! — daß ich sie an mein Herz drücke, das Kind meiner Liebe!„

Man kann sich leicht vorstellen, in welche Gemüthslage unsre liebenswürdige Braut versezt wurde, als sie so plözlich ihre Mutter vor sich, und an ihren Busen sinken sah. Wir übergehen aber das Detail dieser Scene, und überlassen es der Einbildungskraft des Lesers selbst, sich alle die Freuden, die Entzückungen, und die Zärtlichkeiten selbst abzubilden, welche die Herzen unsrer Liebenden und ihrer wiedergefundenen Eltern berauschten. Richmannseg erstaunte noch mehr, als ihm die Mutter seiner Geliebten, nunmehr auch in Henriettens Beyseyn entdeckte, daß sie niemand anders sey, als die einzige Tochter, von derjenigen weitläuftigen Verwandtin der Richmannsegschen Familie, deren wir im Anfang dieser Geschichte gedacht haben, und die, als Fräulein von Rheinthal, in ihrer Jugend von einem französischen Offizier entführt, seitdem aber für völlig verlohren gehalten worden war. — Unsre Schuldigkeit wäre es zwar nun wohl auch, dem lieben Leser die Geschichte dieser Dame hier ausführlich zu erzählen, um besonders den Vorwurf von uns abzulehnen, als ob wir zu dem Gott aus der Maschine

unsre

unsre Zuflucht genommen hätten, um unsern Knoten zu entwickeln. Da wir aber in dieser Scene hierzu keinen Raum haben, so müßen sich unsre Leser vor der Hand daran begnügen, wenn wir ihnen melden, daß die Mutter unsrer Henriette ebenfalls an einem französischen Offizier, welcher der Vater dieses Mädchens war, und Herr de la Salatiere hieß, verheurathet war. Die Geschichte dieser Leute selbst aber wird uns Stoff zu einer neuen Scene geben, die wir, so Gott will, unsern Lesern, im künftigen dritten Bande dieses unsres Werks mitzutheilen, uns vorbehalten.

Die Verbindung unsrer beyden Liebenden gieng inzwischen an dem angesezten Tage, noch glücklich vor sich; und noch izt segnen sie diesen Tag als den feyerlichsten ihres Lebens. Ihre Ehe ist noch bis diese Stunde eine der zufriedensten und glücklichsten, die man jemals in dem Gebiete Hymens gefunden hat, und wird es gewiß so lange bleiben, bis das Loos der Menschheit das liebenswürdige Paar — für diese Welt — getrennt haben wird. Richmannseg fährt inzwischen

zwischen mit seinen wohlthätigen Handlungen noch immer fort, Liebe und Menschenfreundlichkeit machen ihm diese Erde zum Himmel. Sein Reichthum ist ihm eine nie versiegende Quelle des Vergnügens; und wie ein wohlthätiger Gott wandelt er unter Menschen, die ihn anbeten, und ihn als einen Heiligen verehren. Heil und Friede sey mit ihm und mit allen, die, wie er gelernt haben oder noch lernen wollen, ein Gut, das so viele zum Gegenstande aller Niederträchtigkeiten gebrauchen, zu so edlen Thaten anzuwenden! — —

Ende des zweyten Bändchens.

LB Coburg

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Thilo, Friedrich Gottlieb,

Lebensscenen aus der wirklichen Welt

Bd.: 2

1785

Coburg, Landesbibliothek -- D III 9/41
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11941300-6